

Aus baltischer Geistesarbeit.
Reden und Aufsätze
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

VII.

Moriz von Engelhardt.

Johann Calvin und seine Reformation.

Alexander von Dettingen.

Bildung und Sittlichkeit.



Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Moriz von Engelhardt.

Moriz von Engelhardt ist am 26. Juni 1828 in Dorpat geboren. Sein Vater war Professor der Mineralogie in Dorpat, seine Mutter eine geborene von Müller. Der Vater starb bereits 1842, und die fromme Mutter leitete die Erziehung des weichen, leicht erregbaren und überaus gewissenhaften Knaben. — Früh entwickelte sich eine für das spätere Leben so bedeutungsvolle Freundschaft mit den Kindern des benachbarten Landmarschalls von Dettingen. In der vortrefflichen Krümmerschen Anstalt in Werro erhielt er seine Schulausbildung, zugleich mit den Brüdern von Dettingen. 1846—1849 studierte Engelhardt Theologie in Dorpat. Von besonderer Bedeutung wurde ihm Professor Philippi. Am studentischen Leben nahm er als Mitglied der Livonia regen Anteil. Besonderen Einfluß gewann er auf die damals entstehende Ehrengerichtsordnung, indem er mit großem Nachdruck die volle Anerkennung des Antiduellantenstandpunkts verlangte, womit er auch durchdrang. Bei seinen weiteren Studien in Erlangen war ihm Hofmanns heilsgeschichtliche Methode wertvoll und entsprach seiner individuellen Anlage zur geschichtlichen Beurteilung der Dinge. Von Thomasius empfing sein Glaubensleben besonders tiefgehende Eindrücke. Ihm bezeugte Engelhardt später, „ewige Dankbarkeit“ schuldig zu sein. Und doch blieb sein Urteil unbefangen genug, an Thomasius die tiefer forschende historische Begründung in seinen Auseinandersetzungen mit der Negation zu vermissen. Auch Nägelsbach und Delitzsch zogen ihn lebhaft an. Im Hause Karl von Raumers, des Freundes seines verstorbenen Vaters, gewann er ein Heim, in dem er für Gemüt und Geist reiche Nahrung fand. 1851 studierte er unter Rothe und Dorner

1*

— 3 —

*F. Schmidt mit J. J. Thoddeus in Estland.
F. X. In der Estland in der St. Peter von Zur-Neubau
des Bräuer auf dem 2. Landtage auf*

in Bonn. Von dort ging er nach Berlin, genoß mit vollen Zügen die vielfach dort gebotene ästhetische Anregung und studierte fleißig, wurde von Hengstenberg und Stahl in die kirchlichen und landespolitischen Fragen eingeführt und trieb bei Böckh und Trendelenburg philosophische Studien. In Berlin und Dresden verfaßte er die vortreffliche Monographie „Valentin Ernst Lösch“. — Hiermit habilitierte er sich in Dorpat 1853. Zum Doktor der Theologie promovierte Engelhardt mit der Schrift „de Jesu Christi tentatione“ (1856) und ward am 1. Januar 1859 außerordentlicher, am 30. Juli ordentlicher Professor der Kirchengeschichte, als Nachfolger des Professors Busch in Dorpat. Seine Verheiratung mit Malutta von Dettingen, der jüngsten Tochter des Jenseh'schen Hauses, eine gesegnete Ehe, eine fröhlich heranwachsende Kinderschar gaben ihm die irdische Basis zur gesunden Entwicklung seines von inneren Kämpfen bewegten Personenlebens und seiner Gaben. — Das Engelhardt'sche Haus im Domgraben wurde für viele eine „Stadt auf dem Berge“, in der gearbeitet und gebetet, geliebt und gelitten wurde und in der „das Licht der Welt“ nicht erlosch, auch nicht, als das Haupt des Hauses, unter schweren Leiden, am 23. November 1881 zur Ruhe des Volkes Gottes einging, in lautem Bekenntnis seines Glaubens: „nur Christus, Christus, Christus, — herrlich!“

* * *

Moritz von Engelhardt! Fast seit einem halben Jahrhundert lebt das Bild dieses Mannes in meinem Herzen und vor meiner geistigen Anschauung. Als er lebte und seitdem er heimgegangen ist, erweckt dieser Name und die Erinnerung an den, der diesen Namen trug, in mir die klare Vorstellung eines ernstesten, innerlich schwer ringenden Mannes und Christen, voll Lebens- und Arbeitsfreudigkeit, voll Aufgeschlossenheit für alles Wahre im natürlichen wie im geistlichen Leben, voll schmerzlichen Gegensatzes gegen die Macht der Sünde in sich selbst und in anderen, voll hinreißender Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber dem Schwachen, dem Fragenden, nach oben Strebenden. — Ich sehe ihn vor mir stehen: mittelgroß, in freier, natürlicher Haltung, ohne Pose, fest und gerade, mit der hohen Stirn, dem festen, breiten Kinn und Mund, den fast schmerzlich finstern blickenden Augen, und — auf einmal ging's durch sein Gesicht wie ein Leuchten von innen heraus, und man fühlte sich gegenüber der lieblichsten, vertrauenerweckendsten

Person, vor der einem das Herz aufging und der man sagen wollte und konnte, was einem durch Kopf und Herz ging und die ein starkes Begehren in einem erweckte, etwas sein und werden zu wollen. — Das Charakterbild eines voll lebenden Mannes aber kann nicht gezeichnet werden durch seine Erscheinung und den Eindruck seiner Persönlichkeit. Es muß vor allem hervortreten in seinem Sein und Verhalten auf dem Gebiet seiner Arbeit und seiner Lebensbeziehungen und gegenüber der ihm vom Leben gestellten Aufgabe. — M. v. Engelhardt war vor allem Professor der Theologie. Professor heißt Bekenner. Diese Grundbedeutung des Wortes trat bei Engelhardt lebendig in die Erscheinung. Ein Bekenner war er in seinem Kollegium; darüber gab es nur eine Stimme unter seinen Schülern. Was er im Kollegium vortrug, war nicht das Ergebnis zum einheitlichen Ganzen zusammengetragener Bausteine aus der Ablagerung theologischer Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte. Sondern er gab das Bekenntnis seines christlichen Glaubens und seiner christlichen Erkenntnis, wie seiner persönlichen Stellung zu seinem Gott und Heiland. Solches Bekenntnis war der Ausdruck der ihm gewordenen, auf dem Grunde der Offenbarung und Geschichte erwachsenen Überzeugung, zu welcher er unter Beten und Arbeiten gelangt war, in heißem Kampf mit dem Gewissen, mit dem Widerspruch negierender wissenschaftlicher Behauptungen, unter dem nie ruhenden Bewußtsein für das, was er bezeugte, Gott und Menschen verantwortlich zu sein. — Nie wollte er sich als einen in seiner geistlichen und geistigen Arbeit Fertigen deklarieren, sondern immer nur als einen seiner gewonnenen Überzeugung frohen und gewissen Forscher, der dennoch nie zu fragen aufhörte und Auge und Ohr für göttliche und menschliche Weisheit offen hielt. Was Engelhardt im Kollegium vortrug, war eine den Studenten dargebotene Gabe, die auf sie den Eindruck machte, daß sie ihnen nicht hätte gereicht werden können, ohne daß der Geber sich selber vorher der Wahrheit zum Opfer hingegeben. Sein Kollegium wirkte auf die Studenten wie eine sittliche Tat. Nicht zum wenigsten durch die gewissenhafte Auseinandersetzung mit dem Gegner, die so gerecht zu sein sich bemühte, daß man ihm wohl den Vorwurf machte, er hebe die Vorzüge des wissenschaftlichen Gegners und dessen Überzeugung so ausdrucksvoll hervor, daß er für ihn gewinne, statt ihn zu widerlegen. Der in diesem Festschrift zum Abdruck ge-

kommene Vortrag „Calvin und seine Reformation“ ist ein Beleg für das soeben Gesagte. Auch in den Abhandlungen: „Katholisch und Evangelisch“ (1866), wie in der Studie über den Dualismus, auf welche Engelhardt selbst besonderen Wert legte, tritt etwas von dieser seiner individuellen Art entgegen. — Doch man würde irren, wollte man daraus schließen, Engelhardt wäre selbst innerlich schwankend gewesen und hätte nur referierend über die Gegensätze sich aussprechen, ohne ein letztes Urteil fällen zu wollen. Nein, ehe er schrieb, nicht ehe er untersuchte, war er sich seiner These völlig bewußt. Wo aber die Antithese sich auf dem Grunde ernster, wissenschaftlicher Studien und einer subjektiv wahren Überzeugung aufbaute, versenkte sich Engelhardts beweglicher Geist mit so viel Respekt und Genuß in das Geistesleben des Gegners, daß dasselbe unwillkürlich zum Objekt seiner ethischen Anerkennung und seiner ästhetischen Schaffensfreudigkeit wurde. Sein eigener positiver Standpunkt war ihm selbst so gewiß, daß er nicht immer genügend dessen eingedenk blieb, daß seine Leser und Hörer das Bedürfnis hatten, über die Antithese hinüber zur Synthese geführt zu werden. Wo sie selbst nicht imstande waren, diesen Schluß in ernster Gedankenarbeit zu gewinnen, mochten sie allerdings nicht den Gewinn ziehen, welchen der Autor für sie zu erarbeiten redlich bestrebt gewesen. Diese Objektivität Engelhardts, oder sollen wir vielleicht besser sagen, diese Subjektivität Engelhardts tritt uns auch in seiner umfangreichsten wissenschaftlichen Arbeit entgegen: „Das Christentum Justins des Märtyrers“ (1878). Es ist hier nicht der Ort für eine wissenschaftliche Kritik dieses Wertes. Auf die Angriffe, die das Buch, auch von seiten der positiven Theologie, namentlich Stählins erfuhr, wollte Engelhardt mit einer Arbeit über Irenäus antworten. Seine unerwartete Todeskrankheit ließ es nicht dazu kommen. Nur so viel sei gesagt: das Buch ist zu werten vom Gesichtspunkt der Gesamtauffassung Engelhardts über die Entwicklung der christlichen Theologie im nachapostolischen Zeitalter, in ihrem inneren Ringen mit dem auch hervorragenden christlichen Geistern noch anhaftenden Ethnizismus. Und die Inkongruenz persönlichen Glaubens mit doktrinärem Denken ist auch sonst in der christlichen Kirche, in alter und neuer Zeit, eine unleugbare und erklärliche Tatsache. Schleiermacher ist ein klassisches Beispiel hierfür im vorigen Jahrhundert. — Wenn Professor Bonwetsch

die Meinung ausspricht, daß Engelhardts Auffassung der ältesten Kirche wesentlich durch Ritschl bestimmt werde und sich das auch im „Christentum Justins“ nicht verkennen lasse, so mag er darin recht haben. Daher mochte es auch kommen, daß Engelhardt von Gliedern der Ritschlschen Schule als einer der Ihrigen angesehen wurde. Aber in allem Fundamentalen war er und blieb er ein überzeugter evangelisch-lutherischer Christ. Das freigewordene Kind Gottes stand in seinem Zeugnis über Sünde und Gnade, Erlösung und Rechtfertigung durchaus außerhalb des Ritschlschen Einflusses und mit Herz und Geist auf dem Boden der Offenbarung des Wortes Gottes. Was ich von Engelhardts Kolleg als Zeugnis seines Glaubens sagte, das trat besonders charaktervoll in seinem „Leben Jesu“ hervor. Sein Kolleg über „theologische Enzyklopädie“ appellierte mit erschütterndem Ernst an das Gewissen der Theologie Studierenden und auf das pastorale Amt sich Vorbereitenden. Die Bescheidenheit des seiner Sache persönlich gewissen, aber nie völlig abschließenden, sondern immer weiterforschenden Theologen bezeugte seine „Einleitung ins Neue Testament“. Als diesem Gebiet theologischer Wissenschaft verwandte Arbeit Engelhardts nenne ich sein Büchlein „Schenkel und Strauß, zwei Zeugen der Wahrheit“ (1864), eine rasch und frisch geschriebene Streitschrift. — In ganz besonders einflußreicher Weise aber trat Engelhardt den Studenten an den Abenden näher, an welchen er in seinem Hause die verschiedensten theologischen Themata mit ihnen diskutierte. Es lag ein eigener Glanz über diesen Abenden. Die vollste Meinungs- und Redefreiheit gab den Studenten Gelegenheit, ihre Bedenken und Zweifelfragen offen auszusprechen und dem Professor, dem einzelnen das zu bieten, was diesem gerade nottat, ihm ins Herz und Gewissen griff, seinem Urteil manchen Anstoß aus dem Wege räumte, seine Aufmerksamkeit auf fruchtbringende Lektüre lenkte, ihm weitere Perspektiven eröffnete, ihn aus Trägheit und selbstzufriedener Simpelei aufrüttelte und ihn zu energischer und freudiger Arbeit anstachelte. Und über diese Abende hinaus begleitete der Eindruck der ernsten, dem Ewigen fest zugewandten, allen Zeitereignissen auf kirchlichem, geistigem, literarischem und heimatlichem Gebiet offenen Auges und warmen Herzens gegenüberstehenden Persönlichkeit des Professors die Studenten in ihre Klause und wirkte hinein in ihr Wollen und Denken. Manchem folgte die fürsorgende Liebe des

Professors und zog ihn näher heran; manche fürs Leben ausdauernde Verbindung zwischen Lehrer und Schüler hat auf jenen Abenden Wurzel geschlagen. Mancher behielt durch lange Jahre, in ernstesten Stunden die Frage im Herzen: „Was würde Engelhardt sagen?“ und das ward ihm zum sittlichen Halt und zur Anregung gewissenhafter Überlegung. Eine für das Verhältnis der Studenten zu ihrem Professor charakteristische Erinnerung möge hier Platz finden. Ich saß, selbst Student, in meinem Zimmer, als die Tür aufgerissen wurde, ein erregter Komilitone hereinstürzte, sich auf einen Stuhl warf und ausrief: „Hör, ist der Engelhardt ein Prachtkerl, wie hat er mich eben schändlich heruntergemacht, und das Gemeine ist, daß er recht hat.“

Nicht selten wurde Engelhardt für die Kanzel der Universitätskirche erbeten. Das war jedesmal eine Art Ereignis für weite Kreise. Man interessierte sich im voraus für die Predigt in ungewöhnlicher Weise. Seine Fakultätskollegen erwogen und erörterten, wenn sie den Text der von ihm zu haltenden Predigt erfuhren, im voraus, wie Engelhardt seinen Text auffassen und verarbeiten, was er zum Thema seiner Predigt machen, was für Gedanken und in welcher Form er dieselben in seiner Predigt vortragen werde. — In einfach schöner Diktion predigte Engelhardt, ohne jede Selbstgefälligkeit, wie einer, dem es Freude machte, zu predigen. Kein irgend gemachtes Pathos trug seine Predigt, aber es ergriff das natürliche Pathos des durchklingenden Herzenstones: ich habe euch was zu sagen, was Heiliges, was Herrliches; ich stehe hier, um euch zu helfen, frei zu werden vom Eitlen, Törichten, Unrechten, und verkündige euch neues Leben, göttliche Weisheit, ewige Befriedigung. Aber vorhergegangen war dieser frei strömenden, kraftvollen Rede ein schweres Ringen mit dem Stoff. Nicht ohne Schmerzen wurden seine Predigten zur Welt gebracht. Aber gerade darum lag in ihnen auch jedesmal etwas an die Wahrheit und Einsicht und das Gewissen der Hörer Appellierendes, etwas in die Tiefe des Gemütes Dringendes, die Herzen zum Entschluß, zur Entscheidung Aufrufendes, vor allem aber für die Person des Heilands Verbendes. Nur acht Predigten Engelhardts, die er in der Universitätskirche in Dorpat gehalten, sind gedruckt und in einem Bändchen 1880 herausgegeben worden. Als das Bekenntnis seines Lebens bezeichnet Bonwetsch seine letzte Predigt: „Christus, der Gekreuzigte, göttliche Kraft und göttliche Weisheit“.

In weite Kreise der Gebildeten hinein wirkte Engelhardt durch mancherlei Vorträge, die er in Dorpat, aber auch an anderen Orten gehalten. Bei aller Verschiedenheit der Themata trugen sie wohl alle etwas Gemeinsames und Charakteristisches an sich. Dieses Gemeinsame ist die Abzielung auf eine sittliche Wirkung. Zu dieser Wirkung trug unabsichtlich auch die Persönlichkeit des Vortragenden bei. Das „Hochverehrte Anwesende“ schon, mit welchem er begann, hatte eine Klangfärbung, die nicht den Eindruck konventioneller Gewohnheit machte, sondern eine Brücke vom Redner zu seinen Hörern schlug und die Herzen der Hörer für den Redenden und sein Wort gewann. Es erklang wie ein Bekenntnis: ich bin mir der Verantwortung bewußt für das, was ich rede, denn ich rede nicht zu irgend jemand, sondern zu Personen, die, seien sie, wer sie sind, als mit Geist und Willen begabte Menschen zu ehren ich mich verpflichtet weiß und willens bin. Nicht unerwähnt will ich lassen die Vorträge, welche Engelhardt im letzten Lebensjahr vor einem Kreis von Frauen über den Katechismus gehalten. Die gedankenreichen Erörterungen über die zehn Gebote — weiter reichten die Vorträge nicht, da der Tod ihn abrief — sind nur in Nachschriften vorhanden.

Aus dem Arbeitsgebiet Engelhardts ist ferner sein Unterricht in Schulen hervorzuheben. Man konnte mit Recht es voraussetzen, daß seine Persönlichkeit und sein ernstes und doch so überaus frisches und freundliches Wesen, seine kernige, drastische Redeweise, sein Leben in den Dingen, die er im Unterricht zu bezeugen hatte, ihn zum Jugendlerner besonders geeignet machten. Mit begeisteter Dankbarkeit gedachten und gedenken Schüler und Schülerinnen aller Stände der Segens- und Erquickungsstunden, die sie im Unterricht dieses lebendigen Christen und warmherzigen Jugendfreundes genossen. In der kindlichen Fröhlichkeit, mit welcher er in der Familie und im Freundeskreis aus den Erlebnissen bei seiner Arbeit auf diesem Gebiet berichtete, konnte man erkennen, mit welcher persönlichen Freudigkeit er unterrichtete. Mancherlei Humorvolles hatte er von originellen Fragen des Lehrers und Antworten der Kinder zu erzählen. Sein Sinn für Humor trat überhaupt oft in köstlicher Frische zutage.

Wie intensiv er in sich auch die Frage über die Art eines gesegneten Religionsunterrichts erwog, davon legt seine Abhandlung: „Die

Aufgabe des Religionsunterrichts in der Gegenwart“ Zeugnis ab. Zu seiner Arbeit zum Besten der Schule gehörte auch seine Tätigkeit als Präses des Kuratoriums der livländischen Landesschule in Fellin, zu welchem die livländische Ritterschaft ihn erwählt hatte. Mit lebhafter innerer Beteiligung, heimatlicher Begeisterung und bewußtem Pflichteifer übte er sein Amt aus, ausschauend nach den wissenschaftlich und sittlich tüchtigsten Personen im Lande für die Stellung des Direktors und der Lehrer, immer persönliche Fühlung mit ihnen nehmend, zur Zeit ihrer Tätigkeit in Fellin, und die Schuljugend und ihre Ausbildung nach Geist, Seele und Leib unter dem Gesichtspunkt vertretend, daß dieselbe als Christen und zu leistungsfähigen Bürgern der Heimat erzogen würden.

Kehren wir nochmals zu dem Professor zurück, so gedenken wir seiner ausgezeichneten Stellung zu den Kollegen. Weil er ein Charakter war, so hatte er natürlich auch seine Gegner. Aber große Achtung und offenes Vertrauen wurden ihm gezollt. Diejenigen, denen er in enger Freundschaft verbunden war, wußten und bezeugten es, welcher Gewinn für Herz und Leben, welche geistige Anregung und welche sittliche Förderung ihnen aus solcher Freundschaft erwuchs. „Engelhardt war unser Gewissen,“ sagte einer seiner Fakultätskollegen an seinem Sarge. Aber auch solche, die keineswegs mit seinem ausdrucksvoll christlichen und konfessionellen Standpunkt übereinstimmten, suchten den Verkehr mit dem für alles Menschliche und alle geistigen Interessen offenen, mit dem in allen ethischen Fragen klaren, festen und hochachtbaren Kollegen. Wie anerkennend gedenkt seiner Graf Keyserling, der frühere Kurator, in seinen Memoiren, — welcher regen Geistesverkehr hatte Engelhardt mit K. G. von Baer. Dieser geistige Verkehr mit den beiden soeben genannten Naturforschern mag auch mit daraus lebensvollen Inhalt gewonnen haben, daß Engelhardt, vielleicht schon vom Waterhause her, aufgeschlossene Sinne für die Natur und „Freude am Seienden, als einem sinnvoll Gewordenen“ hatte. — Unvergesslich ist mir eine sommerliche Fahrt mit Engelhardt im Jahre 1868, bei welcher er die Morgenfrische und die leuchtende Schönheit der Umgebung immer wieder jauchzend begrüßte und gewissermaßen einsog, wie einen köstlichen Trank.

Obgleich das Engelhardt'sche Haus nicht sich für ein absorbierendes Gesellschaftsleben öffnete, gingen die Besten des Landes dort aus und

ein. Engelhardt's verwandtschaftliche Verbindung mit maßgebenden Familien in Liv- und Estland und seine Persönlichkeit, sein Wurzeln in heißer Liebe im Heimathoden und sein besonnenes, objektiv abwägendes und subjektiv temperamentvolles Urtheil brachten es mit sich, daß in seinem Hause und auf seiner Studierstube die wichtigsten Landesfragen und Landesorgen besprochen wurden, und das Vertrauen des Landes beanspruchte von ihm bei Gelegenheit ungewöhnliche, private Vertretung und Vermittlung, obwohl er keinen Landesposten einnahm. Die estländische wie die livländische Ritterschaft erwählte ihn bei eingetretener Vakanz zum Generalsuperintendenten. Beide Male lehnte er ab, zurückgehalten sowohl durch seine akademische Stellung, mit der er so innig verwachsen war, als auch in der Erwägung, die lettische nicht und die estnische Sprache nicht vollständig zu beherrschen. Als ein Dokument für Engelhardt's innerlichstes Beteiligtsein bei allen Zeitererscheinungen des äußeren und inneren Lebens, insbesondere seiner Heimatgenossen, nennen wir seine Schrift aus dem Jahre 1870 „Zeichen der Zeit“. Wir meinen, daß diese Schrift auch für unsere Gegenwart so viel Hochbedeutung und Beherzigenswerthes enthält, daß wir zur Lektüre derselben aufzufordern guten Grund haben.

Zur lutherischen Geistlichkeit und den baltischen Synoden ward Engelhardt's Stellung immer mehr eine vertraute, hochangesehene, als die Zahl seiner Schüler von der Universität her innerhalb der Synoden wuchs. Und Engelhardt selbst betonte stets die Bedeutung einer lebendigen Glaubens- und Geistesgemeinschaft zwischen der theologischen Fakultät und der Geistlichkeit zum Besten der Landeskirche. Unauslöschliche Dankbarkeit ist auch heute noch, da bald ein Menschenalter seit seinem Tode verflossen, in den Herzen vieler Pastoren lebendig, die sich bewußt sind, für Herz und Geist, für Glauben und Erkennen und Wollen die nachhaltigsten Eindrücke von der charaktervollen, geistgesalbten Persönlichkeit Engelhardt's empfangen zu haben.

Immer helleren Klang gewann sein Name in der ganzen baltischen Heimat, und wer zurückzuschauen vermag über die letzten Jahrzehnte, der weiß es: „und nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt“. Wie oft haben wir ihn in den schweren Jahrzehnten, die nach seinem Tode unsere Heimat zu erleiden hatte, vermisst und ist die Frage in uns aufgestiegen: welches Zeugnis hätte er uns gegeben für

das gottgewollte Einstehen und das gottgewollte Leiden für unsere unveräußerlichen Güter? — Aber wir gönnten dem mannhaften und doch so gemüthsartigen Zeugen für die Wahrheit den Frieden, zu dem er eingegangen und gedachten des Wortes: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück“ (Jes. 57, 1). Ein schönes Denkmal hat die estländische Ritterschaft Engelhardt gesetzt durch Begründung eines Stipendiums auf seinen Namen für in Dorpat Theologie studierende Söhne der baltischen Provinzen.

Wir würden aber dem Bilde des teuren Mannes einen wesentlichen Zug rauben, wenn wir es unterließen, uns das zu vergegenwärtigen, was seinem Antlitz, seinem Wort, seinem Verhältnis zu seiner Umgebung jenen sonnenhaften Ausdruck verlieh, der so mächtig zu ihm zog und ihm so fest verband.

Als vor 27 Jahren Engelhardt gestorben war, und dankbares, liebendes Gedenken mir immer wieder sein Bild vor Augen stellte, trat es mir in lebhafter Weise ins Bewußtsein, von welcher Kraft der Liebe sein Herz und Leben erfüllt war. Es war aber nicht nur die Macht der natürlichen Liebe, die aus ihm strahlte, sondern jene starke, geheiligte Liebe, die der Abglanz der Liebe unseres Gottes und Heilandes ist, jene Liebe, die nie ohne das Zeugnis der Wahrheit sich offenbart und jene Wahrheit, die aus Liebe und in Liebe ihr Zeugnis ablegt. Vielleicht in ergreifendster Weise trat dieses Zusammen von Wahrheit und Liebe hervor, wo Engelhardt sich verpflichtet wußte, herb zu strafen. — Seine Gewissenhaftigkeit mochte zuzeiten dabei nach einem Maßstab verfahren, der dem sittlichen Verständnis der Jugend nicht angepaßt war, aber die Liebe des Strafenden offenbarte sich ihnen dennoch in seinem sich nicht verbergenden Schmerz, den er selber dabei litt und verfehlte daher nicht ihre sittliche Wirkung und grub sich in das Gedächtnis.

Ja, Liebe und Wahrheit, das waren die Kräfte, die ihn zu dem machten, was er war, die ihn die Sünde und träge Selbstsucht überall verneinen und das Leben freudig bejahen ließen, sein Leben zu einem gesegneten für viele und bis zuletzt zum Zeugen des Wortes machten: „Bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht“ (Ps. 36, 10).

Pastor C. Bergwitz.

Johann Calvin und seine Reformation.¹⁾

Von Moritz von Engelhardt.

Worüber soll man sich mehr wundern: über den Einfluß, den einzelne Persönlichkeiten auf den Entwicklungsgang der Welt auszuüben vermochten, oder über die Bereitwilligkeit, mit der die große Menge den Führern zu folgen pflegt, fest davon überzeugt, es gäbe nur einen Weg? Die Wahrnehmung, daß ein einzelner Mensch für Jahrhunderte maßgebend zu sein vermag, und die Fähigkeit besitzt, das geistige Leben von Nationen in seine Bahnen zu lenken, ist erhebend; der Gedanke, daß die meisten sich von dem Erwerbe anderer nähren, ohne jemals darüber nachgedacht zu haben, woher die Lehren stammen, denen sie anhängen, und ob, was ihnen für Wahrheit gilt, in Wirklichkeit Wahrheit sei, hat etwas Beängstigendes. Die Frage, wer verbürgt mir die Richtigkeit des Weges, den ich wandle, und die Wahrheit der Überzeugungen, denen ich folge, drängt sich auf die Lippen. Je bedeutender das Gebiet ist, um das es sich handelt, desto dringender wird diese Frage.

Zur Beschwichtigung beunruhigter Gemüter hat man, was das religiöse Gebiet betrifft, zwei Lehren erfunden, die beide gleich wirksam und gleich falsch sind: die eine vom Dasein einer unfehlbaren Autorität, die den Wahrheitsbesitz garantiert, nämlich des Papstes und der von ihm geleiteten Priesterschaft, die andere, daß es auf dem religiösen Gebiete überhaupt keine sichere Erkenntnis der Wahrheit, also auch keinen

¹⁾ Dieser Vortrag ist entnommen den „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“, August-Heft 1880. D. Herausg.

seelengefährlichen Irrtum gäbe, und daß es gleichgültig sei, ob man Katholik oder Protestant, Lutheraner oder Calvinist, Christ oder Jude sei; daß es auf eins herauskomme, ob man diesem oder jenem Führer folge oder einsam seine StraÙe ziehe; man irre immer oder, was dasselbe ist, man verfehle trotz allen Irrtums doch niemals das Ziel, das heißt man irre nie.

So tröstet sich die Welt über ihre Unselbständigkeit und Denkscheu und wendet sich unwillig ab von denen, welche ihren Frieden stören mit dem Rufe: es gibt auch auf dem Gebiete des Glaubens und der Religion Wahrheit und Irrtum und keine unfehlbare menschliche Autorität; du mußt dich entscheiden, selbst prüfen, selbst denken, selbst glauben und zu dem Ende forschen und fragen, ringen und arbeiten.

Für die Fragenden aber ist es von hohem Wert, die Anfänge der religiösen und irreligiösen, der christlichen und antichristlichen Richtungen, in denen die Menschheit auseinandergeht, kennen zu lernen und die Entstehungsgeschichte der Konfessionen und Religionen ins Auge zu fassen. Nicht nur das Interesse an der Geschichte überhaupt, sondern der Hunger und Durst nach Wahrheit treibt dazu, sich mit den Persönlichkeiten bekannt und vertraut zu machen, welche groß genug waren, um einem Teil der Menschheit den Stempel ihres religiösen Sinnes und ihrer christlichen Denk- und Glaubensweise aufzudrücken.

Einer dieser Gewaltigen ist Calvin. Ihm gehorchte nicht nur Genf und die Schweiz, sondern ihm folgte auch das reformierte Frankreich und ebenso Schottland und Holland. Seinem Geiste unterlag zum Teil auch England, Ungarn und Polen. Ihm fielen ganze Gebiete des lutherischen Deutschlands zu. Ohne ihn sind die wunderbaren Erscheinungen des englischen Puritanismus und des Independententums nicht denkbar und auf ihn geht das eigenartige religiöse Leben Nordamerikas zurück. Der Methodismus konnte nur auf dem Boden, den er beackert hat, aufsprießen, und selbst die Quäker und Baptisten knüpfen an gewisse Grundgedanken seiner Lehre an und sind Krankheitserscheinungen an dem Kirchenkörper, den er ins Dasein rief. Angesichts dieser Erfolge und der blutigen Kämpfe, in denen seine Anhänger um die Herrschaft oder auch nur um die Duldung ihres Glaubens gerungen und in Frankreich wie in Schottland, in den

Niederlanden wie in England ihr Blut als Märtyrer des Glaubens oder in offener Feldschlacht vergossen haben, könnte man versucht sein, Calvin im Vergleiche mit Luther für den Größeren zu halten, oder doch für den, der wirksamere in die Weltgeschichte eingegriffen und größere Erfolge in religiöser und sittlicher, politischer und sozialer Beziehung aufzuweisen hat, als der deutsche Reformator. Noch heute ist er eine Großmacht; nicht nur im Westen, sondern auch in den lutherischen Gebieten. Viele Lutheraner halten es im stillen mit ihm; er erscheint ihnen als der nüchternere, verständigere, praktisch tüchtigere.

In jedem Falle hat er ein Anrecht, immer wieder studiert und mehr, als es zu geschehen pflegt, ins Auge gefaßt zu werden. Was gab ihm solche Macht über die Gemüter? Wie wurde er Reformator seiner Stadt und jener hochbegabten und reglamen Völker des westlichen Europas? Wie unterscheidet er sich von Luther?

Calvin war Franzose, Luther ein Deutscher; Luther der Sohn eines Bauern, Calvin das Kind gebildeter Eltern aus dem höheren Beamtenstande. Das Beste, was die Zeit bieten konnte, ward ihm im Unterricht zuteil. Die reformatorischen Gedanken wurden ihm schon früh nahegebracht. Sie regten ihn an zum Studium der Bibel, aber erschütterten zunächst nicht sein Vertrauen zu der angestammten Kirche. Die Neuerer erschienen ihm verdächtig. Ursprünglich Jurist, folgte er nach dem Tode seines Vaters seiner Neigung zur Theologie. Er arbeitete Tag und Nacht. Vor dem Schlaf und beim Erwachen rekapitulierte er die Errungenschaften der Arbeitsstunden. Niemals läßt er sich gehen, von Jugend auf hat er Zwecke und Ziele im Auge, bewußt verfolgt er sie; mit dem Willen regelt er sein Denken und sein Leben.

Es ist bedeutungsvoll, daß wir über den Umschwung in seiner Seele, über die Entscheidung wider Rom und für die Sache des Evangeliums so gut wie nichts und nur das zu sagen wissen, was er mit den Worten ausdrückt: „Gott hat meinen Geist durch plötzliche Bekehrung sich unterworfen.“ Plötzlich ist es geschehen; einem unwiderstehlichen Zwange des göttlichen Geistes ist er gefolgt. Es war ein Akt des Gehorsams, des Willens.

Während wir Luthers Entwicklung Schritt vor Schritt verfolgen und beobachten können, wie er langsam und allmählich heranreift zu

dem Glauben, der gerecht macht, und zu der Erkenntnis, welche ihm, wie er sich ausdrückt, die Pforten des Paradieses öffnet, ist hier, wenigstens für das Bewußtsein des Beteiligten, ein Augenblick, ein plötzlicher Willensakt entscheidend gewesen. Luther empfindet den Umschwung seines Lebens als Befreiung durch das Evangelium, Calvin bezeichnet ihn als den Moment der Unterwerfung unter den Willen und die Herrschaft Gottes.

Vermuten läßt sich, daß Calvin durch den Anblick der Märtyrer, die während seines Aufenthaltes in Paris um des Evangeliums willen auf dem Scheiterhaufen starben, zur Entscheidung gedrängt wurde. Der Glaubensmut dieser Männer nötigte ihn zu ernster Erwägung der Streitpunkte. Und wenn ein Mann von solcher Gewissenhaftigkeit und von so klarem und scharfem Verstande, wie er, den Wert der Gerechtigkeit aus den Werken gegen den der Glaubensgerechtigkeit abwog; wenn er sich einmal die Frage vorgelegt hatte, ob man dem göttlichen Worte oder menschlichen Satzungen Folge zu leisten habe: da konnte die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein. Entschlossen und rückhaltlos trat er auf die Seite des Evangeliums und der Verfolgten.

Und kaum zeigte er sich in den Kreisen der Gleichgesinnten in Paris, so war er auch ihr Mittelpunkt und ihr Führer, ganz gegen seine Neigung; denn nichts war ihm lästiger, als die Unruhe des öffentlichen Lebens. Er liebte die Stille und sein sehnlicher Wunsch war es, ungestört den Studien und der Geistesarbeit leben zu können. Zum Herrschen geboren, war er doch von Natur schüchtern. Weil er fühlte, daß Berührungen mit der Außenwelt ihn zum Handeln und zum Eingreifen drängen würden, zog er sich zurück. Er predigte aber öfters, und wenn er es tat, schloß er fast immer mit den Worten: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein.“ Siegesbewußtsein erfüllte seine schüchterne und doch mutige Seele.

Durch eine Rede über die Notwendigkeit einer Reform der Kirche, die Calvin für den Rektor der Universität Paris abgefaßt hatte und die öffentlich vom Rektor verlesen wurde, machte er sich der Regierung verdächtig. Durch rasche Flucht entzog er sich der Verfolgung und benutzte die Muße zur Abfassung einer Schrift, die seinen Namen bekannt und ihn mit einem Schlage berühmt machte. Nur 26 Jahre war er alt und erst zwei Jahre der evangelischen Lehre zugetan, als

er seine „*Institutio religionis christianae*“, sein Lehrbuch der christlichen Religion, schrieb, eine Darlegung des evangelischen Glaubens, versehen mit einer Vorrede, die in glänzender Sprache dem Könige Franz I. die Pflicht der Duldung vorhielt und Freiheit des Bekenntnisses für diejenigen forderte, die nichts Neues, sondern nur das glaubten und lehrten, was die Apostel des Herrn von Anfang an geglaubt und gelehrt hätten.

Die Entstehung dieser Schrift ist ebenso merkwürdig wie die Befreiung des Verfassers. Die *Institutio* ist das Buch Calvins schlechthin. Es ist öfters aufgelegt, auch wohl erweitert und vervollständigt worden, aber seine Grundgedanken sind zu allen Zeiten dieselben geblieben. Calvins erstes Werk ist sein größtes. Alle übrigen, so viel ihrer sind und so wertvoll sie sein mögen, dienen nur diesem zur Stütze. Und dieses Buch schrieb er fast noch ein Jüngling und eben erst vom römischen Katholizismus herkommend.

Mit einem Schlage ist er fertig. Wie ein aus Erz gegossenes Bild steht er plötzlich da — in einem Augenblick vollendet und dann immer derselbe. Plötzlich entscheidet er sich für das Evangelium, plötzlich entsteht auch sein erstes und größtes Buch; mit einer abgeschlossenen, einheitlichen und fertigen Denkweise tritt er auf die Weltbühne.

Wem fielen dem gegenüber nicht Luther ein? Wie ringt er sich durch von Stufe zu Stufe! Der Kern und Stern des Evangeliums ist ihm erst nach langen und schweren Kämpfen aufgegangen und noch langsamer reift die Erkenntnis, daß er mit dem Alten brechen und ein Neues aufbauen müsse. Auch nachdem er die seligmachende Wahrheit erkannt und bereits angefangen hat, das Evangelium aller Welt kund zu tun, und nachdem er den Kampf gegen alle, die dem Worte Gottes wehren wollen, aufgenommen hat, fehlt es ihm noch an einer fertigen und ausgebildeten Lehre. Nur die Bedürfnisse des Augenblicks treiben ihn vorwärts und nötigen ihn, in Lehre und Leben aus den Grundgedanken, die ihm vor allem wert geworden und wichtig erschienen sind, die Konsequenzen zu ziehen. Zu einem System der Lehre hat er es nie gebracht, und dem flüchtigen Beobachter erscheint sein Denken und sein Handeln nicht selten widerspruchsvoll.

Moriz von Engelhardt. — Alexander von Dettingen.

Das Buch Calvins erschien 1536. In demselben Jahre verließ er die Schweiz und reiste nach Italien. In Ferrara am Hofe der Herzogin weilte er, in trautem Verkehr mit der edlen Fürstin und mit den hochstehenden französischen Familien, die dort, frei von dem Druck des Pariser Hofes, dem neuen Glauben lebten. Auf dem Rückwege in die Heimat berührte er Genf. Ermüdet ruhte er im Gasthof. Da tritt Farel zu ihm ein, der in Genf den Kampf wider Rom aufgenommen und die oppositionslustige und unruhige Bürgerschaft der Stadt zur Annahme der evangelischen Lehre bewogen hatte. In feierlicher Abstimmung hatte die Stadt Genf erklärt: „die päpstliche Religion ist abgeschafft“. Aber die Freiheit, die man errungen, verstand man als Freiheit von jedem Gesetz, und Farel war außerstande, die Zügellosen zu bändigen, einer neuen Ordnung Eingang zu verschaffen. Er drang in Calvin, er möge bleiben und ihm helfen. Als dieser sich weigerte und auf seine Studien und Arbeiten hinwies, ergrimmte Farel. Mit seiner Donnerstimme fuhr er ihn an: Gott werde seine Studien und seine Stille verfluchen, wenn er in solcher Not der Kirche Christi den Dienst versage. „Es war mir,“ schreibt Calvin, „als sähe ich die furchtbare Hand Gottes, die mich vom Himmel her ergreife und festhalte. Ich ließ allen Widerstand fallen.“

Nur langsam gewann er Boden. Den Genfern war der Fremde, der Franzose mit der Denkermiene in seiner vornehmen Haltung nicht sympathisch. Dennoch gelang es, unter Beihilfe des Rats die Bürger auf ein von Farel entworfenes Bekenntnis zu verpflichten. In Gruppen von je zehn Mann leisteten sie den Eid; wer nicht schwören wollte, verlor das Bürgerrecht. Wer gegen die Lehre handelte, sollte dem geistlichen und weltlichen Gericht verfallen. Eine Abendmahlordnung regelte das gottesdienstliche Leben und stellte die Bedingungen fest für die Zulassung zum Sakrament. Das Schulwesen wurde geordnet, der Schulzwang eingeführt, ein Ehegericht eingesetzt. Die Spielhäuser und Tanzlokale wurden geschlossen. Kirchenzucht ohne Ansehen der Person sollte geübt werden.

So weit war man in wenigen Monaten; Luther hatte in Jahren nicht so viel erreicht. Hier geschah alles auf einmal, plötzlich, systematisch, gesetzlich. Womit man in Deutschland endigte, damit begann man hier. Zuerst Ordnung des Gemeinwesens, dann Unterweisung

und Überzeugung der einzelnen — so hieß es hier; in Deutschland war es umgekehrt. In Genf dachte man zuerst an die Form, in Wittenberg zunächst an den Inhalt. Es bezeichnet den Unterschied des französischen und deutschen Wesens. Der Franzose ist systematischer als der Deutsche. Er hat weniger Sinn für das Individuelle, Freie; um so mehr für das Gemeinsame, Gesetzliche.

Aber auch in Genf ging es nicht ohne weiteres auf diesem Wege. Gewalt weckt gewaltsamen Widerstand. Die Opposition wurde von Tag zu Tag heftiger. Offen übertrat man die Gesetze; man verhöhnte die Prediger auf der Kanzel, in die Fenster ihrer Wohnungen wurde geschossen. Zuletzt wollte auch der Rat der Stadt die gewaltsamen Reformen und geistlichen Tyrannen nicht länger dulden. Farel und Calvin mußten die Stadt verlassen. Calvin war voll Freude „mehr als eigentlich löblich war“, wie er selbst bemerkt. Nun hatte er Raum zum Studieren.

In Straßburg ließ er sich nieder. Als Lehrer an der Akademie und als Schriftsteller erwies er seine eminente Begabung zur Schriftauslegung. Als Prediger sammelte er die Fremdenngemeinde, vorzugsweise aus solchen bestehend, die um des Evangeliums willen die Heimat verlassen hatten. Hier in einem kleineren Kreise konnte er seine Ideale der Gemeindeverfassung, Kirchenzucht, Armenpflege, der Abendmahlordnung und Seelsorge ungehemmt verwirklichen. Die Straßburger Fremdenngemeinde ist die Mustergemeinde und das Vorbild der calvinischen Freikirchen geworden.

Mit den Lutherischen stand Calvin in bestem Einvernehmen. Er galt ihnen als Glaubensgenosse. Vor Luther hatte er die tiefste Ehrfurcht; er achtete ihn für einen Apostel des Herrn und einen großen Diener Gottes, wenn auch nicht für einen fehlerlosen. Mit Zwingli war er weniger zufrieden; seine Meinung vom Abendmahl mißfiel ihm. Melanchthon lernte er persönlich kennen und bald war ein enges Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Männern hergestellt. Nur an Melanchthons Unentschiedenheit und Charakterchwäche nahm Calvin immer wieder Anstoß.

Die Zeit der Ruhe in Straßburg dauerte nicht lange. In Genf tobte der Kampf der Parteien und die es ernst meinten und das Wohl, ja die Sicherheit der Republik im Auge hatten, erkannten, daß niemand

imstande sei, die Ordnung herzustellen, als Calvin. Endlich beschloß man, ihn zurückzurufen. Er aber wollte von Rückkehr nichts wissen. Mit Tränen baten sie ihn, er aber lehnte ab. „Hundertmal lieber will ich sterben, als mich an dieses Kreuz schlagen lassen.“ Endlich wagte er keinen Widerspruch mehr. „So will ich denn“ — erklärte er — „mein Herz opfern und es ganz und gar Gott darbringen; seinem Gehorsam unterwerfe ich Willen und Neigung, gebunden und gezwungen durch ihn.“ Im September 1541 war er wieder in Genf.

Wiederum war es, wie bei der Befehrung und wie das erstmal in Genf, ein Akt des Gehorsams, des selbstverleugnenden Willens, den er „gezwungen durch Gott“ vollführte.

Nun beginnt seine große, schließlich von glänzenden Erfolgen gekrönte Reformationsarbeit. Sein Ziel ist: die Herrschaft Gottes und des göttlichen Wortes aufzurichten in der Gemeinde Jesu Christi zu Genf. Die Stadt und die Republik will er Gott untertan machen. Die Gemeinde, die ihn berufen hat, will er zum Gehorsam gegen Gott zwingen und dann zum Glauben und zur wahren Freiheit erziehen. Das ist ihm gelungen. Auf welchem Wege und mit welchen Mitteln?

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft forderte er vom Rat der Stadt die Einsetzung einer Kommission. Unter seiner Leitung entwirft sie die 168 Artikel und im November werden die ordonnances ecclésiastiques publiziert, vom großen Rat bestätigt und vom ganzen Volke angenommen. Mit dem 2. Januar 1542 treten sie in Kraft: das Staatsgrundgesetz der Republik.

Mit Ordonnanzen beginnt diese Reformation! Die Ordonnanzen definieren in erster Stelle die Rechte und Pflichten des geistlichen Amtes; denn Gott hat die Sorge für sein Reich auf Erden den Obrigkeiten, d. h. dem Priestertum und dem Königtum, übergeben und der Priester steht höher als der König, der Prediger des göttlichen Wortes höher als der Träger weltlicher Gewalt.

Den Predigern zur Seite stehen Älteste und Diakonen. Die Geistlichen werden nicht von der Gemeinde, sondern von Geistlichen gewählt und durch den Rat und die Gemeinden bestätigt. Die Presbyter werden ebenfalls von den Geistlichen designiert und vom Rat bestätigt. Alles Demokratische ist dem Reformator ein Greuel. Die Monarchie ist im Grunde das einzig Vernünftige; aber da es selten Fürsten gibt, die

dem Willen Gottes entsprechen, ist es notwendig, die Verfassung aristokratisch zu gestalten. Die Leitung der Gemeinde ist der vénérable compagnie, der Gesamtheit aller kirchlichen Beamten, anvertraut. Sie überwacht auch die Lehre und das Leben der Pastoren, ihr amtliches Tun und ihren persönlichen Wandel. Die geistliche Exekutive aber und die geistliche Justiz liegt in den Händen des Konsistoriums, einer aus sechs Geistlichen und zwölf Presbytern zusammengesetzten Behörde. Wie dem einzelnen Prediger keine anderen Mittel der Gemeindeleitung zu Gebote stehen als Wort und Sakrament und Entziehung des Sakraments, so haben auch die v. compagnie und das Konsistorium zur Bestrafung der Ungehorsamen und zur Erzwingung des Gehorsams, kurz zur Ausübung der Kirchenzucht wider die Verächter des Gottesdienstes und der kirchlichen Gesetze, keine anderen als geistliche Mittel: Ermahnung, Ausschluß vom Abendmahl, Kirchenbuße, Ausschluß aus der Gemeinde.

Aber geistliche Mittel reichen nicht aus. Es muß auch der äußere Zwang hinzukommen, den zu üben nur die weltliche Obrigkeit berechtigt ist. Sie ist aber auch verpflichtet, ihre Macht und ihr Recht der Kirche Gottes zur Verfügung zu stellen. Zur Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit ist sie von Gott verordnet. Sie ist verantwortlich für alle Sünden, die ungestraft bleiben. Jedes Mittel des Zwanges ist der Obrigkeit erlaubt, wenn es dem Zweck der Gerechtigkeit innerhalb der sittlichen Gemeinschaft entspricht. Zur Ermittlung des Schuldigen kann auch die Tortur angewandt werden; denn besser ist es, daß ein Unschuldiger leidet, als daß der Schuldige straflos bleibt.

Das Recht der Obrigkeit erlischt, wenn sie nicht im Dienste Gottes und seines Wortes steht. Gottlose Herren soll das Volk absetzen und ihrer Macht berauben.

Strafbar ist jede Sünde, die offenbar wird. Das größte aller Verbrechen ist Auflehnung gegen die göttliche Majestät. Gotteslästerung und Irrlehre sind schlimmere Vergehen als Hochverrat oder Empörung wider die Majestät der weltlichen Obrigkeit. Nichtachtung der Gesetze Gottes ist viel strafbarer als Übertretung der menschlichen Gesetze. Sittenloser Wandel ist ärger als Verletzung des Eigentums; Zauberei ist ein ebenso großes Verbrechen wie Betrug und Fälschung. Müßiggang und Bettelei sind in der Gemeinde Gottes strafbare Vergehen.

Die Formen der Frömmigkeit sind genau bestimmt. Der Besuch des Gottesdienstes und der Betstunden, das Anhören der Predigten, der regelmäßige Empfang des Sacraments sind allen Bürgern vorgeschrieben. Die Ältesten wachen über das Verhalten jedes einzelnen, über seine Rechtgläubigkeit und über sein öffentliches und häusliches Leben. Sie dringen in die Häuser und in die Familien, kontrollieren die Ehen und die Erziehung der Kinder; sie denunzieren die Schuldigen und das Konsistorium verhängt je nach Befinden geistliche Strafen und Kirchenbußen, oder übergibt den von der Kirche Gestraften dem weltlichen Arm zur Züchtigung.

Wie das geistliche Leben, ist auch das weltliche geregelt. Calvin hat die Rechtsordnungen für Genf festgestellt, der Verwaltung die Normen vorgezeichnet. Die Gesetze für die Feuerwehr und für den Nachtwächterdienst sind von ihm entworfen. Er kümmert sich um alles und fordert für alles Gesetze und Vorschriften. Handel und Gewerbe, Arbeit und Vergnügen müssen sich in bestimmten, von der Obrigkeit vorgezeichneten, den Weisungen des göttlichen Wortes entsprechenden Bahnen bewegen. Der Luxus wird verboten. Der Haarputz der Frauen, Stoff und Farbe der Gewänder unterliegen der öffentlichen Kontrolle. Tanz und Spiel (Karten) sind untersagt, die Theater werden geschlossen, die Wirtschaftshäuser durch geistliche Kasinos ersetzt und niemand erhält in denselben Speise und Trank, bevor er gebetet. Rücksichtslos wird das Gesetz gegen die Übertreter in Anwendung gebracht: gegen die Vornehmen, wie gegen die Geringsten, in der Stadt, wie auf dem Lande. Der Gedanke des Gehorsams gegen den Willen Gottes befehlt den Führer der Gemeinde. Alles will er zwingen, denn was für ein Recht auf Duldung und Nachsicht hat der, welcher sich Gott widersetzt? Will Genf eine christliche Stadt sein, so sollen seine Einwohner leben, wie es dem Volke Gottes geziemt. Ist die Christenheit das neue Israel, so soll es in allem, was es tut und treibt, dem Herrn dienen und den Ruhm Gottes verkünden. Dem Sohne Gottes gehört die Welt, sein ist die Kirche, sein der Staat. An den öffentlichen Gebäuden Genfs prangte das Monogramm Christi: die Stadt ist sein Eigentum.

Die gesetzlichen Ordnungen und der Zwang des Staats sind in Calvins Augen dem Seelenheil förderlich; denn außer der Kirche ist kein Heil und es kann dem Menschen nichts Besseres widerfahren, als zum

Eintritt in die Kirche, zum Gehorsam gegen sie, die unsere Mutter ist, und zum Hören und Lernen des göttlichen Wortes gezwungen zu werden. Jesus selbst hat Luk. 14, 23 die Anweisung zu solcher „Nötigung“ gegeben.

Es sind das Gedanken, welche zuerst Augustin entwickelt hat und die für die katholischen Kirchen maßgebend geworden sind. Calvin vindiziert das Recht des Zwanges der Gemeinde von Genf, die sich durch den wahren Glauben und durch reine Lehre als Kirche Jesu Christi legitimiert.

Und es gelang von diesen Anschauungen aus, das christliche Gemeinwesen in Genf von Grund aus umzugestalten, freilich erst nach heftigen Kämpfen. In den Jahren 1542—46 füllten sich die Gefängnisse. Niemand war sicher. Unermüdlich versahen bestellte und freiwillige Spione ihren Dienst. Die Untersuchungen vor den geistlichen und weltlichen Gerichten nahmen kein Ende. Die Tortur brachte vieles und mehr als die Wahrheit ans Tageslicht. Kein Verhältnis wurde geschont: Kinder wurden gegen ihre Eltern zu Zeugen aufgerufen und verhört. Auf bloßen Verdacht hin wurde gestraft. Die abergläubischen Vorstellungen der Zeit wirkten mit und richteten Unheil an. Männer und Frauen wurden der „Festbereitung“ angeklagt und als Zauberer verbrannt. In vier Jahren sind über fünfzig Todesurteile gefällt und über siebenzig Personen aus der Stadt verbannt worden. Kinder wurden von den Behörden verfolgt: ein Knabe wurde gepeitscht, weil er die Mutter geschmäht, ein anderer enthauptet, weil er die Eltern geschlagen hatte. Unerbittlich gestraft wurde jeder, der sich katholischer Sympathien schuldig machte und von der Messe, dem fluchwürdigen Götzendienste, mit Achtung redete. Männer aus den ersten Familien mußten im härenen Gewande, eine brennende Kerze in der Hand, auf öffentlichem Markte Buße tun, wenn sie Calvin gelästert, oder getanzt, oder das Sacrament nicht zur festgesetzten Zeit empfangen hatten, und vor der Behörde mußten sich Männer und Frauen verantworten, wenn sie in der Kirche gelacht und den Verdacht erregt hatten, als spotteten sie des göttlichen Wortes.

Vergeblich versuchten die Unzufriedenen, unter Führung der „Liber-tins“ die Ketten des Tyrannen abzuschütteln. Die Obrigkeit stand auf Seiten Calvins. Und wankte sie einmal, so drohte er die Stadt zu

verlassen, wenn sie nachgäbe. Dann verstummte jede Einrede gegen seine Forderungen; man verdoppelte den Eifer, so daß er bisweilen Einhalt tun mußte. Um aber einer Revolution oder einem plötzlichen Umschwunge der Stimmung in den leitenden Kreisen vorzubeugen, drang er auf Reform der Verfassung und gab derselben eine ausgeprägt aristokratische Form. Vor allem begünstigte er den Zuzug von Fremden, vorzugsweise von Franzosen. Sie waren seine Landsleute, hatten keine Sympathien für die alten Verhältnisse der Republik, hatten Heimat und Vaterland um des Glaubens willen verlassen, um ganz dem Herrn zu leben, und waren voll Freude und Dank, daß endlich einmal auf Erden ein Volk zu finden sei, das seine Ehre darin sähe, Gott zu dienen. Sie bewarben sich um das Bürgerrecht und traten ein in die Behörden: ihre reichen Gaben, ihr Vermögen, ihren Eifer stellten sie Calvin zur Verfügung. Um so leidenschaftlicher wurde die Opposition. Bisweilen gewann es den Anschein, als würden die Libertins, gestützt auf den Pöbel, dem Reformator die Herrschaft entreißen. Calvin wurde auf öffentlicher Straße verhöhnt, Hunde wurden mit seinem Namen gerufen; die Massen rotteten sich zusammen, es kam zu Tötlichkeiten. Aber er wankte nicht. Mit gewaltigen Reden ermutigte er den Rat; aufs dringendste warnte er vor jedem Schritt, der auch nur den Schein der Nachgiebigkeit erregen könne. Zuletzt riß er alle mit sich fort; seine Feinde verstummten und das Volk strömte wieder scharenweis in die Kirche, wo er, ernst und gemessen, aber klar und einfach und so überzeugend und siegesgewiß das Wort Gottes verkündigte, daß alles sich beugte.

In die Jahre des schwersten Kampfes fällt die Entstehung der Schriften, welche das siegreiche Vordringen seiner Lehr- und Denkweise in der Schweiz bekunden. Alle reformierten Kantone traten seiner Lehre von der Prädestination und vom Abendmahl bei. In diese Zeit (1553) fällt auch die Verbrennung Servets. Sie hätte nicht so großes Aufsehen erregt, wenn Servet nicht ein Fremder und von den Libertins ausersesehen gewesen wäre, den Diktator zu stürzen. Im übrigen haben dazumal nur wenige Christen in und außerhalb der Schweiz daran Anstoß genommen, daß ein Leugner der Trinität und der Gottheit Christi mit dem Tode bestraft wurde. Diesen grundstürzenden Irrtümern gegenüber kam die Frömmigkeit des Spaniers und seine glühende Liebe

zu dem auferstandenen Sohne Gottes, von der seine Schriften Zeugnis geben, nicht in Betracht. Melancthon äußerte sich zustimmend zu seiner Beurteilung. Luther hätte sie nicht gebilligt; er empfahl Irrlehrern gegenüber die Verbannung. Calvin wünschte und erbat die mildere Form der Hinrichtung durch das Schwert, die Gesetze verlangten und die Obrigkeit befahl das Feuer. Sterben aber müsse er, erklärte Calvin, sonst gewinne es ja den Anschein, als sei die Kirche des reinen Wortes Gottes weniger besorgt um die Ehre Gottes, als die Papisten.

Noch einmal erhoben sich die Libertins. Im Mai 1554 griffen sie zu den Waffen. Aber das Volk stand bereits zu Calvin. Sie wurden geschlagen und zerstreut, und mußten sich fügen. Seitdem herrschte er unumschränkt zehn Jahre lang bis zu seinem Tode. Er benutzte die Zeit zur Krönung des gewaltigen Baues, den er aufgeführt, und schritt zur Gründung einer Akademie und einer theologischen Fakultät. Durch Kollekten brachte er die Mittel zusammen. Nach wenigen Jahren konnte er die Anstalt eröffnen, die bestimmt war, seinen Ideen und dem Evangelium in seinem Sinne einen Einfluß zu sichern weit über die Grenzen der Schweiz hinaus. Von schwerer Krankheit genesen eröffnete er die Universität mit Gebet und wenigen Worten. Beza als Rektor entwickelte in längerer Rede die Grundsätze, nach denen hier gelehrt und gelebt werden solle. „Die Wissenschaft, welche von der Gerechtigkeit abgelöst wird, ist nur Geschicklichkeit, nicht Wahrheit,“ das war sein Thema. Lehrer und Schüler mußten ein Glaubensbekenntnis unterzeichnen. Alles war wie in einer Schule geordnet. Von akademischer Freiheit war keine Rede. 900 Studenten meldeten sich sofort; alle Länder Europas waren vertreten. Männer und Greise drängten sich zu den Vorträgen Calvins und Bezas. Von nah und fern strömten sie zusammen. Dorthin sandten selbst lutherische Eltern ihre Söhne am liebsten; denn hier, das wußten sie, lernte die Jugend nicht nur Tüchtiges in jeder Wissenschaft, sondern zugleich auch Zucht und Frömmigkeit, dazu noch die französische Sprache und seine Manieren.

Genf war eine Stadt ersten Ranges geworden. „Das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden,“ rief Calvin selbst freudig aus. Er hatte Recht. Handel und Gewerbe blühten, der Wohlstand nahm sichtlich zu, tonangebend war die Aristokratie des Geistes. Wer durch Ernst der Gesinnung, Frömmigkeit des Wandels, Tüchtigkeit in der

Arbeit, Feinheit der Bildung und Reichtum des Wissens hervorragte, galt in der Stadt und im Staate am meisten, sein Einfluß war unbestritten. Staunend sahen es die übrigen Schweizer; stolz blickten die Reformierten aller Orten auf Genf wie auf ihre Metropole; mit einer gewissen Wehmut sahen die Lutheraner, die ihren Weg über Genf nahmen, bis zu welchem Grade es den Calvinisten gelungen war, das Christentum ins Leben einzuführen und der Noheit Herr zu werden, die im lutherischen Deutschland alle Wirksamkeit des Evangeliums zu ersticken drohte. Den Römischen aber erschien Genf als die Kezzerburg und der Giftherd, auf den sie ihren ganzen Haß zu richten hätten. Philipp von Spanien erklärte sich bereit, mit allen Mitteln seines Reichs zur Zerstörung der Stadt mitzuwirken. Frankreich drohte mit Krieg, wenn Genf nicht seine Emiffäre zurückrufe, die alle Nachbarstaaten aufwühlten. Der heil. Borromeus von Mailand brachte den Bund zwischen Savoyen, Spanien und dem Papste zustande „zur Zerstörung der Kezzerburg“. Calvin blieb unerschrocken und gleichmütig. Jedes Ansinnen, man solle Zugeständnisse machen, wies er zurück. Es handle sich ja nur um die Frage, ob man Spanien und Frankreich mehr fürchte als Gott. Und alles sagte wieder Mut. „Solange der Protektor von Genf dort ist,“ schreibt ein Bischof, „ist es unmöglich, der Stadt beizukommen. Er hat Dämonen im Solde, um alle guten Pläne zu vereiteln.“

Calvin ging seinem Ende entgegen. Krankheiten aller Art nagten seit Jahren an seinem Körper. Seinen Geist vermochten sie nicht zu beugen. Seine Gattin und sein einziger Sohn waren ihm längst gestorben. Er tröstete sich mit den Scharen geistlicher Kinder, die ihm Gott geschenkt habe. Von den Gliedern des Rats, von der Geistlichkeit Genfs nahm er Abschied in beweglichen Worten und starb am 27. Mai 1564 im 55. Jahre seines Alters. Kein Leichenstein sollte sein Grab schmücken. So hatte er es bestimmt. Und er bedurfte keines Denkmals. Genf, die Stadt — die christliche Republik legt hinreichend Zeugnis ab von der Größe ihres Stifters. Weit entfernt, von der Strenge des Meisters abzulassen, beeiferten sich Rat und Stadt, Bürger und Geistliche in seinem Sinne fortzuleben und fortzuwirken. Die strengsten Bestimmungen stammen aus der Zeit nach seinem Tode und fast zwei jahrhundertlang hat sich Genf den Ruhm einer ebenso frommen wie

gebildeten, ebenso glänzenden wie gesitteten Stadt bewahrt. Luther wollte kurz vor seinem Tode Wittenberg verlassen, weil ihn die Gottlosigkeit der Bürger und die Noheit der Studenten anwiderte; Calvin hatte den Triumph und die Freude, das Feld, auf dem er gearbeitet, in Blüte stehen zu sehen und sein Auge schließen zu können in Aussicht auf eine reiche Ernte.

Wer war der Größere? Wer stand auf festerem Boden? Wer wandelte den richtigeren Weg?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Calvin erfüllt uns mit Ehrfurcht, Luther gewinnt unser Herz. Den französischen Reformator bewundern wir, den deutschen müssen wir lieben. Der Mann von unbeugsamem Willen und unbedingtem Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebot nötigt uns die höchste Achtung ab und wir staunen über die Erfolge seiner Arbeit, aber die Art seines Wirkens dünkt uns unleidlich. Wir fühlen es unmittelbar: ihm zu gehorchen wäre uns ebenso unmöglich, wie mit ihm zu herrschen. Luther dagegen zieht uns an in unwiderstehlicher Weise. Er reißt uns mit sich fort und doch fühlen wir uns frei in seiner Gemeinschaft: wir folgen ihm gern und gäben viel darum, könnten wir ebenso sein und ebenso wirken wie er. Woher dieser Unterschied? Groß sind beide Männer; ihre Frömmigkeit hält sich die Wage; an Lauterkeit des Sinns, an Rechtsschaffenheit des Wandels, an Lebendigkeit und Kraft des Glaubens steht keiner dem anderen nach. Aber dem einen ist der Glaube an Gottes Gnade das erste und letzte, das höchste und herrlichste, dem anderen dagegen scheint der Gehorsam, in dem sich der Glaube betätigt, seine Kraft bewährt und seine Wahrheit beweist, noch wertvoller zu sein. Danach richtet sich die Art ihres Wirkens. Luther will nichts, als alle Welt zum Glauben bewegen. Darum weiß er von keinem anderen Mittel, als einzig und allein vom Worte Gottes. Er will nichts anderes sein, als Verkünder dieses allmächtigen und gnädigen Wortes, nichts als die Stimme des Predigers in der Wüste, die dem Herrn den Weg bereitet. Calvin will mehr erreichen: er will die Herrschaft Gottes aufrichten auf Erden innerhalb einer heiligen Gemeinde. Darum braucht er andere Mittel neben dem Wort. Er wendet sich an die, welche Macht haben auf Erden, an die, welche berufen und verpflichtet sind, das Leben der Menschheit zu regeln und die das Recht haben, Gesetze

zu geben und das Gesetz in der menschlichen Gemeinschaft zu handhaben. Ihnen verkündet er den Willen des Herrn und von ihnen zunächst fordert er Gehorsam. Die Macht, die sie haben, und die Gewalt, welche ihnen anvertraut ist, sollen sie im Sinne Gottes und zu Ehren seines Namens brauchen. An ihnen ist es, eine Gemeinschaft ins Leben zu rufen, welche Gottes Wort als Norm des Glaubens und Lebens anerkennt und alles so einrichtet, daß das Gute gefördert und dem Bösen gewehrt wird. Das kann geschehen und soll geschehen, wenn auch der Glaube noch in den Anfängen ist und die Sünde noch Widerstand leistet. Und damit muß man beginnen, damit unter dem Zwange heiliger Ordnungen und unter der Zucht des göttlichen Gesetzes dem Worte Gottes der Boden bereitet werde und so der Glaube wachse und reife, und sich, wo er zu voller Entfaltung kommt, wirksam erweise und fleißig sei zu guten Werken. Demgemäß beginnt Calvin mit Konstituierung einer Gemeinschaft und mit Gesetzen und Ordnungen. Er regelt vor allem die Pflichten der Machthaber. Obenan stehen die Priester und Prediger des göttlichen Wortes, welche die Wahrheit zu lehren und die Gaben Gottes auszuteilen, zu spenden oder vorzuenthalten berufen sind. Die weltliche Obrigkeit verpflichtet er, den Anordnungen der Kirche und ihrer Diener Gehorsam zu leisten und dem Worte Gottes äußeren Gehorsam zu verschaffen. Mit ihrer Strafgewalt soll sie die verfolgen, welche die Kirche vom Sakrament ausgeschlossen hat. Die Prediger wie die Wächter der bürgerlichen Ordnung haben darauf zu wachen, daß Väter und Mütter, Lehrer und Herren ihre Kinder, Schüler und Untergebenen zu äußerem Gehorsam gegen die Anordnungen der Kirche anhalten. Wenn sie nicht tun, was sie schuldig sind, verfallen sie der Strafe seitens der Kirche und danach auch von Seiten des Staats. Nur unter dem Schutze und Schirme solcher Einrichtungen und Ordnungen, meint er, kann der Glaube entstehen, wachsen, das Leben umgestalten. „Es gibt keinen anderen Eingang ins Leben, als daß uns die Kirche, unsere Mutter, empfängt und gebiert, uns nährt an ihren Brüsten und uns unter ihrer Obhut und Leitung behält. Unsere Schwäche ist so groß, daß wir nie aus der Schule entlassen werden können. Wir werden nicht Männer, wenn die Kirche uns nicht erzieht. Sie lehrt uns den Glauben, sie übt uns im Gehorsam“ (vgl. Institut. relig. christ. I. IV, c. I, 4). So könnte auch Luther reden. Aber

Luther meint etwas anderes. Er denkt nicht, wie Calvin, an die organisierte, vom Staate unterstützte, über alle Machthaber verfügende Kirche, sondern lediglich an die Gemeinde der Gläubigen, welche das Wort Gottes verkündet und dem Worte Gottes gemäß lebt. Er will nicht zwingen und Gewalt anwenden. Zwang und Gewalt sind Sache des Staats, der Obrigkeit, der Autoritäten. Die weltlichen Machthaber sollen dem Gesetze Gottes ihren Arm leihen; aber sie sind nur Gott verantwortlich für ihr Tun. Sie sind nicht in dem Sinne der Kirche untertan, als seien sie verpflichtet, die Gebote der Kirche auszuführen und die Strafverfügungen derselben zu vollstrecken. Die Kirche soll zwar die Könige und Fürsten, die Träger der Gewalt und die Autoritäten, die Väter und Mütter, die Lehrer und Herren mit dem Geiste des Glaubens zu erfüllen suchen, aber sie hat kein Recht, ihnen vorzuschreiben, was sie zu tun haben und wie sie ihres Amtes warten sollen. Sie soll ihnen ihre Pflicht vorhalten, aber sie kann nicht befehlen und den Gehorsam gegen ihre Befehle mit geistlichen Strafen erzwingen oder über die Ungehorsamen den Bann verhängen. Sie soll gegen die Gottlosigkeit der Fürsten und gegen die Pflichtvergessenheit der Obrigkeiten ihre Stimme erheben und allen groben Sündern, seien es auch Fürsten und Herren, das Sakrament vorenthalten, aber sie darf das Mittel der Kirchenzucht nicht handhaben, um ihren Lehren Gehör zu verschaffen und ihre Anordnungen durchzusetzen. Sie soll das Recht der Welt, auch wenn sie gottlos ist, und das Recht der irdischen Gewalten, auch wenn sie wunderbarlich sind, achten und muß es dulden, wenn die Menschen nicht sofort tun, was sie nach Gottes Willen tun müßten. Wie die Kirche zwar durch Entziehung des Sakraments Zucht üben soll an dem, der in grober Weise den Glauben der Kirche verleugnet und das Gesetz Gottes schändet, aber nicht berechtigt ist, ihren Gliedern eine bestimmte Form sittlichen und religiösen Verhaltens aufzuzwingen und sie durch Androhung der Kirchenstrafen zu einem heiligen Leben zu zwingen, so hat sie auch keine Befugnis, den Bann über die Obrigkeiten zu verhängen, die ihr nicht dienen wollen.

Calvin weiß nichts von solcher Achtung des Rechts der einzelnen und der Obrigkeiten. Die Vorsicht, mit der Luther die Zucht üben will und die Umgestaltung der äußeren Verhältnisse in der Gemeinde der Gläubigen in Angriff nimmt und die Erfolge der Predigt und Seelsorge

abwartet, sind ihm fremd. Er geht direkt auf sein Ziel los. Er ändert sofort, was sich irgend ändern läßt; er erzwingt so viel, als sich irgend erzwingen läßt. Er gibt der Kirche so schnell als möglich neue Ordnungen und sucht, sobald er kann, auch die Verfassung des Staats in seinem Sinne zu regeln. Ihm kommt es darauf an, der Kirche die Stellung zu sichern, in der sie befehlen, herrschen und ihren Willen durchsetzen kann. Und er erreicht zum größten Teil das Ziel, das er sich gesteckt hat.

Woher nun die große Verschiedenheit in der Denkweise und im Wirken und Walten dieser gewaltigen Männer, die doch in dem Grundsatz, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, ganz und gar miteinander übereinstimmten?

Man hat die verschiedene Naturanlage der beiden Männer als Erklärungsgrund geltend gemacht und alles daraus abgeleitet, daß Luther durchaus Gemütsmensch, Calvin dagegen überwiegend Verstandesmensch war. Luther, sagt man, hatte immer nur das im Auge, was das Herz der Menschen bewegt, und legte den Mächten, die bestimmend und entscheidend in das Seelenleben eingreifen, die höchste Bedeutung bei; Calvin dagegen richtete, den praktischen Fragen des Lebens zugewandt, seine ganze Aufmerksamkeit auf die äußeren Bedingungen einer normalen Lebensbewegung der menschlichen Gesellschaft. Demgemäß hatte für Luther nichts so große Bedeutung, als der wahre Glaube, welcher zunächst die religiösen Überzeugungen, im weiteren Verlauf aber alle Überzeugungen des Menschen läutert, bestimmt und regelt und so von innen heraus, aus den Tiefen der Seele das Geistesleben umgestaltet, Lust und Unlust des Menschen in neue Bahnen drängt, dem Willen eine andere Richtung gibt und schließlich dem äußeren Leben eine andere Gestalt verleiht. Calvin dagegen meinte, in Berücksichtigung des maßgebenden Einflusses der äußeren Verhältnisse auf die innere Entwicklung des Menschen, vor allem jene ordnen und umgestalten zu müssen, um gleichzeitig von außen nach innen, wie durch das Wort von innen nach außen zu wirken.

Es läßt sich nicht leugnen: Luther war bei aller Schärfe und Klarheit des Verstandes und bei aller Energie seines Willens vor allem Gemütsmensch und Calvin war es nicht. Aber damit ist doch nicht die Verschiedenheit der lutherischen und der calvinischen Denkweise erklärt.

Luther nimmt zwar zur Welt und zur Menschheit eine ganz andere Stellung ein als Calvin. Er verlangt von der Welt nichts, als daß sie glaube, und verneint an ihr nichts, als die Sünde, die im letzten Grunde zusammenfällt mit dem Unglauben. Er traut der Menschheit alles Gute zu, wenn sie sich nur wieder zum Glauben bekehrt. Er gönnt dem einzelnen wie der Gesamtheit die gottgeschenkte Freiheit und will sie bewegen, freiwillig in den Dienst Gottes zu treten; äußerer Gehorsam hat in seinen Augen nur einen untergeordneten Wert. Calvin dagegen weiß nichts von einem Recht der Welt, die von Gott abgefallen ist. So weit die Welt noch nicht oder nur in falscher Weise Gott dient, ist sie lediglich etwas Gottwidriges, Unberechtigtes, etwas, was ausgerottet werden muß. Er traut ihr nichts Gutes zu und hält es für geboten, ihr, auch nachdem sie gläubig geworden ist, überall Fesseln anzulegen und Schranken zu ziehen. Luther liebt alles Natürliche und Gottgeschaffene und ist voll Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen. Calvin ist ohne jedes Verständnis für das, was nicht unmittelbar aus dem Geiste Gottes geboren ist und nicht den Stempel der Heiligkeit an der Stirn trägt. Sogar die Schönheit der Natur läßt ihn kalt und an den Wundern der Schöpfung geht er gleichgültig vorüber. Luther ist ein voller und ganzer Mensch, Calvin lebt nur den Zwecken der Kirche. Luther hat ein reges Mitgefühl für die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen, Calvin fragt nicht nach Lust oder Unlust. Alle Freuden der Welt sind ihm verdächtig; er sieht in ihnen nur den Anlaß zur Sünde. Er verbietet Tanz und Spiel und legt Fesseln auf, ohne sich um die Trübsal zu kümmern, die dem einzelnen daraus erwächst. Er hat immer nur die Sache Gottes, niemals die menschlichen Bedürfnisse im Auge. Luther ist Dichter und Sänger, Pastor und Seelsorger — Calvin Gelehrter, Lehrer, Regent; Luther ist durchaus populär, freundlich und leutselig, kindlich und harmlos, Calvin durchweg Aristokrat, vornehm, ernst und gemessen, unzugänglich für weitere Kreise.

Aber das erklärt doch noch nicht die Verschiedenheiten in der Lehrweise und im Verfahren der beiden Reformatoren; denn schon vor Calvin hatte Zwingli in ähnlicher Weise, wie er, die Reformation begonnen und auch Farel hatte in derselben Art den Anfang gemacht, in welcher später Calvin das Werk der Kirchenverbesserung fortsetzte.

Viel eher könnte man auf die Nationalität der Reformatoren als auf die Ursache der Verschiedenheiten hinweisen, die in der Art ihres Wirkens zutage treten. Luther repräsentiert das deutsche, Calvin das französische Wesen. Der Deutsche hat nun einmal weniger Sinn für das Gemeinsame, systematisch Geordnete; er beansprucht volle Freiheit für die Person und Raum für die Entfaltung der Individualität. Der Franzose ist gewaltfamer, konsequenter und systematischer. Aber wenn man berücksichtigt, daß die deutsche Schweiz, die puritanischen Christen Englands, die reformierte Kirche Schottlands und der Niederlande den Bahnen folgen, die Calvin vorgezeichnet hat: so wird man sich hüten müssen, dem nationalen Faktor allzu große Bedeutung beizulegen.

Ebensowenig genügt es, auf die große Verschiedenheit der politischen Verhältnisse im Deutschen Reich und in der kleinen Republik Genf hinzuweisen, um daraus die Unterschiede der lutherischen und der calvinischen Reformation zu erklären. Man kann und muß alle diese Momente berücksichtigen, aber man wird doch zuletzt als die nächste Ursache der überall in Lehre und Leben zutage tretenden Differenzen eine Lehre von prinzipieller Bedeutung namhaft machen müssen, in deren verschiedener Auffassung die Eigentümlichkeiten der beiden Konfessionen sich konzentrieren. Mögen noch so viel verschiedenartige Faktoren auf beiden Seiten auf die verschiedene Auffassung der Kirche und ihrer Aufgaben eingewirkt haben: es muß eine Grundlehre nachgewiesen werden, in deren Auffassung beide Teile differieren. Sonst wäre es unbegreiflich, daß die Verschiedenheit im Denken und Handeln auf allen Punkten zutage tritt und daß sowohl Calvin wie auch Luther der Eigentümlichkeit ihrer Denk- und Handlungsweise überall und immer treu bleiben.

Es liegt nahe, alle Eigentümlichkeiten Calvins von seiner Lehre von der Prädestination abzuleiten. Aber da bekanntlich auch Luther der Prädestinationslehre huldigte, so läßt sich der Unterschied in der Denkweise beider Männer nur daraus erklären, daß Calvin sich überall von dem Gedanken der Prädestination beherrscht zeigt, während Luther nirgends seinen Spekulationen über das verborgene Wesen und den verborgenen Willen Gottes folgte und sich nur von der aller Welt geltenden Offenbarung Gottes in Christo leiten ließ.

Behält es sich in Wirklichkeit so, dann müssen alle Verschieden-

heiten in der Lehre und im Verhalten der beiden Reformatoren auf eine verschiedene Auffassung des Wesens Gottes zurückgeführt werden. Ob das aber möglich ist, fragt sich. Dem unmittelbaren Eindruck wird sich niemand entziehen können, daß Calvin Gott vorwaltend als den Herrn, Luther dagegen als den Vater auffaßt, oder daß Calvin in dem Vaternamen Gottes vorzugsweise die Autoritätsstellung, Luther dagegen die Liebesgefinnung und die Gnade Gottes ausgedrückt findet.

Welche Auffassung mehr dem Wesen des Christentums und der in Christo geschehenen Offenbarung entspricht, kann für einen lutherischen Christen nicht zweifelhaft sein.

Alexander von Dettingen.

Alexander von Dettingen wurde am 12. (24.) Dezember 1827 in Wiffust, dem Gute seines Vaters, des späteren livländischen Landmarschalls Alexander von Dettingen, geboren. Er genoß seine Schul-erziehung, wie die Mehrzahl seiner fünf Brüder, in dem Internat des charaktervollen Pädagogen Krümmner in Werro. Darauf studierte er 1845—49 Theologie in Dorpat, wo er ein eifriges Glied der Korporation Livonia war. Unter seinen Lehrern hatte der strenggläubige Philippi den größten Einfluß auf ihn. In engster Freundschaft schon in Dorpat mit seinem späteren Schwager, Moritz von Engelhardt, verbunden, bezog er darauf mit diesem auswärtige Universitäten und studierte in Erlangen, Bonn und Berlin, in Bonn unter Ritschl. Nach Dorpat zurückgekehrt, habilitierte er sich dort 1854 und wurde 1856 außerordentlicher und im selben Jahr bereits ordentlicher Professor der systematischen Theologie daselbst. Von 1854 an bis zu seinem Tode, also über 50 Jahre, hat Dettingen, in guten und in bösen Tagen treu an seinem alten Dorpat hängend, dieses nicht oder doch nur vorübergehend verlassen. So verbrachte er den Winter 1862—63 mit seiner schwer leidenden ersten Frau Sophie, geb. von Raumer, in Meran, wo er die evangelische Gemeinde begründete und als Pastor bediente. Später hat er das Ausland mehrfach zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeit oder der Erholung besucht; stets ist er doch trotz mannigfacher Aufforderungen zu einem anderen Wirkungskreise nach Dorpat zurückgekehrt. Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte er sich mit der Tochter des verstorbenen Dorpater Rektors Ewers, der verwitweten Frau Bertha von Engelhardt, mit der er bis zu seinem Tode in

40 jähriger glücklicher Ehe verbunden war. Eigene Kinder hat Alexander von Dettingen nicht gehabt, aber das Glück eines reichen Familienlebens im Mittelpunkte einer weitverzweigten Verwandtschaft und Freundschaft hat er genossen. Im Jahre 1890 trat Dettingen in den Ruhestand und konzentrierte seine weit ausgebreitete literarische Tätigkeit zur Zusammenfassung der speziell dogmatischen Arbeit. In großer geistiger Frische feierte er 1897, umgeben von Verwandten, Freunden und Schülern und unter warmer Teilnahme weiter Kreise, seinen 70. Geburtstag. Allmählich nahmen doch die Beschwerden des Alters zu, namentlich das leidige Asthma. Schaffenslust und Arbeitsfähigkeit verließen ihn aber nicht, bis zuletzt am 7. (20.) August 1905 der Tod den fast 78 jährigen nach nur wenigen Tagen ernsterer Krankheit von uns nahm.

Schnell sind die äußeren Daten aus diesem Leben gegeben, das sich fast ganz in Dorpat abspielte. Um aber seine Bedeutung für unsere Heimat zu würdigen, gilt es den mannigfachen Andern nachzugehen, in denen die Wasser dieses reichen Lebens sich ausgeströmt haben. Beginnen wir mit der Hauptsache.

Alexander von Dettingen ist einer der einflußreichsten Lehrer, einer der fruchtbarsten Gelehrten und einer der wärmsten Patrioten der baltischen Lande gewesen. Mehr als eine Generation von Predigern in den Ostseeprovinzen wie im Innern des russischen Reiches sind seine Schüler gewesen. Zusammen mit Moritz von Engelhardt und Wilhelm Volk hat er den theologischen Charakter unserer Landesuniversität und damit unserer Geistlichkeit in entscheidender Weise bestimmt. Der ausgeprägt konservative Charakter der baltischen und rußländischen Theologenschaft, der aber meist nicht in engherzigen und verständnislosen Buchstabenglauben ausartet, geht mit auf Alexander von Dettingen zurück. Daß Dettingen bei all seiner Elastizität durch die Jahrzehnte seiner Wirksamkeit hindurch an der strengen Theologie seiner Jugendjahre im wesentlichen festhielt, das hatte zur Folge, daß unsere Kirche in ein nicht zu schnelles Tempo theologischer Entwicklung geriet, was ihr — zumal in den Jahren äußerer Anfechtung — hätte verhängnisvoll werden können. Und daß Dettingen dabei stets mit seiner Zeit Schritt zu halten versuchte, daß er den Gegner zu begreifen und von ihm zu lernen suchte, das ein Zeugnis ist sein Alterswerk, die dreibändige

„Lutherische Dogmatik“ (1897, 1900, 1902). Freilich hat der greise Verfasser, der die Früchte eines halben Jahrhunderts dogmatischer Denkarbeit hier zusammenfaßte, die neuen Gedanken, die auf dem mittleren, zum Teil auch auf dem rechten Flügel der Theologie Platz gegriffen hatten, sich nicht stets ganz assimiliert. Daher erinnert Dettingen hier oft an „den Hausvater, der Altes und Neues aus seinem Schatze hervorholt“, es will beides nicht immer in Harmonie miteinander erscheinen, und zu einer großen Wirkung auf weite Kreise ist dieses Werk überhaupt zu spät erschienen. Andererseits aber ist allgemein anerkannt worden, daß es unter den orthodox lutherischen Dogmatiken keine einzige gibt, die so weitherzig wäre und von so allgemeiner Bildung ihres Verfassers Zeugnis ablegte. Auch ist nicht zu vergessen, daß wohl kein einziges anderes Buch in gleicher Deutlichkeit und Vollständigkeit zur Anschauung bringt, welche Theologie in der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an unserer Landesuniversität gelehrt worden ist. Der baltische Kirchenhistoriker der Zukunft wird daher nicht an Dettingens „Lutherische Dogmatik“ vorübergehen dürfen.

Faßt dieses Werk seine theologische Arbeit, wie sie sich in Vorlesungen, zahlreichen Broschüren und Abhandlungen und in der von ihm 1859—72 redigierten „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche“ dargestellt hatte, nach einer Seite zusammen, so seine „Moralstatistik und christliche Sittenlehre“ nach der anderen. Steht für unsere Heimat Dettingen als dogmatischer Lehrer im Mittelpunkt, seinen Weltruf hat die Moralstatistik begründet (3. Aufl. 1882). Es lag etwas Geniales in diesem Werke. Die Art, wie hier die Tatsachen der Statistik aus den mannigfaltigen Gebieten des menschlichen Lebens zusammengetragen, gruppiert und zu den Grundgedanken des Christentums in Beziehung gesetzt waren, brachte etwas wirklich Neues für Theologie, Statistik und Soziologie. Den ursprünglichen Gedanken, der christlichen Ethik eine streng wissenschaftliche, rein empirische Grundlage zu geben, mußte Dettingen freilich als zu kühn fallen lassen. Aber er zeigte, wie der christliche Ethiker sich nicht bloß mit allen menschlichen Gebieten prinzipiell auseinandersetzt, sondern wie er den tatsächlichen Weltlauf zu verstehen, zu verarbeiten und mit ihm auf den Standpunkt des Christentums fertig zu werden vermag. Die Beherrschung und lichtvolle Gruppierung riesiger Stoffmassen war dabei imponierend. Wie Dettingen

aus der Fülle des wirklichen Lebens schöpfte, zeigte er sich als ein wahrhaft humaner Theolog. Deshalb schwärmten auch die Studenten für das Kolleg „Moralstatistik“. Die Zahl der Zuhörer stieg bisweilen auf 800. In diesen Zusammenhang gehören auch die zahlreichen kleineren ethischen Schriften Dettingens über „wahre und falsche Auktorität“ (1878), über „Zivilehe“ (1881), „Selbstmord“ (1881), „zur Duellfrage“ (1889) u. a. Hier zeigte sich seine erstaunliche Fähigkeit des Verbindens, die ihn — im Verkehr noch mehr als in seinen Schriften — so interessant machte.

Dieses großartige Verbinden-Können und Verbinden-Müssen gab seinem Wesen überhaupt das Gepräge. Er lernte die verschiedensten Gebiete kennen, aber nie bloß durch Betrachtung, sondern stets durch Betätigung. Er gründete Wohltätigkeitsanstalten, organisierte die Armenpflege und schrieb übers Diakonissenwesen. Er nahm an allen Angelegenheiten unserer Heimat, namentlich ihrer Kirche, den regsten Anteil, war ein fleißiger Besucher der Synode, predigte dort, predigte in der Universitätskirche und in seinem geliebten Sommerheim am estländischen Strande. Er gab Religionsstunden, ja Singstunden und veredelte unseren Kirchengesang durch die trefflichen „Kernlieder“. Er machte Garten- und Domanlagen und baute Häuser für sich und für andere. Er las Shakespeare vor, kommentierte „Faust“, entdeckte und bearbeitete „Hippels Lebensläufe“ und hatte zu allen Künsten eine persönliche Beziehung. Und zwar nie rein aufnehmend, das hätte seiner aktiven Natur nicht entsprochen; nein, er trieb in freien Stunden selber die verschiedenartigsten Beschäftigungen: spielte die Zither, zeichnete, schnitzte auch, dichtete gelegentlich und leitete bisweilen Theateraufführungen für Familienfeste. Dergleichen wurde für ihn zur Erholung, die er nie in einem passiven Behagen finden konnte. Die eigentliche Arbeit blieb dabei unge schmälert.

Man war versucht, ihn als Tausendkünstler zu bezeichnen. Ich möchte ihn doch lieber Künstler nennen, eine seltene Vereinigung von Gelehrtem, praktischem Organisator und Künstler. Es liegt unserer Zeit nahe, nach spezialisierten, in einer Richtung höchst gesteigerten Leistungen zu fragen. Da ruft man aus: was hätte der geleistet, wenn er sich nur auf eine Sache, etwa die Moralstatistik, geworfen hätte. Als ob für Dettingen überhaupt die innere Möglichkeit dafür vorgelegen

hätte! Als ob er nicht vielseitig sein mußte! Seine Genialität war die, auf einem Gebiet Hervorragendes und auf allen etwas zu leisten, ganz ein Mensch zu sein, das Kunstwerk seines Lebens zu bauen und uns alle an der Freude daran teilnehmen zu lassen. Seine Begabung hatte etwas Königliches.

Das wäre aber doch nicht in diesem Grade der Fall gewesen, wenn sich mit den Eigenschaften des Geistes nicht die des Gemütes gepaart hätten. Dem scharfen Begreifen und entschiedenen Wollen ging ein kräftiges und klares Empfinden zur Seite. So kompliziert seine theologische Begriffswelt sein konnte, so hatte seine Frömmigkeit doch etwas Schlichtes, Echtes und Kernhaftes. Sie ging Hand in Hand mit einer heiteren Frische, einem unverwüßlichen Lebensmut und vertrug sich gut mit seinen vielseitigen weltlichen Interessen und einem unbefangenen Lebensgenuß. Die starke Betonung des Sündenbewußtseins in Dettlingens Theologie ging gewiß einerseits zurück auf die theologische Tradition, der er entstammte, andererseits wohl auf eigene Kämpfe, die seiner lebhaften und heftig begehrenden Natur nicht erspart geblieben sein werden. So pflegte er vom alten Adam zu sprechen und hatte ihm gewiß manche Stunde des Kampfes und der Reue zuzuschreiben. Sein starkes Empfinden brachte es mit sich, daß er auch heftig aufbrausen konnte. Doch wie sehr verstand er solchen Fehl durch offenes Eingeständnis wieder gut zu machen. Und begreiflich ist es, daß seine aktive Natur, die den anderen zu helfen, mit ihnen zu leben und zu fühlen stets bereit war, nun auch von anderen manches verlangte, mit Kritik und Tadel nicht zurückhielt und so gelegentlich unbequem wurde. Wie leicht bei hervorragend aktiv und organisatorisch veranlagten Naturen, so lag in Dettlingen eine Gewalttätigkeit, die sich darin zeigte, daß er andere auch in Kleinigkeiten meisterte. Er ließ nicht jedem seine Weise, kam schnell und geradezu, übrigens in gutmütiger und meist humoristischer Weise, mit seinen Ausstellungen heraus. Auseinandersetzung mit seinen Gedanken verlangte er. Nichts konnte ihn mehr ärgern, als ein ablehnendes Stillschweigen. Man kann eine Schwäche darin erblicken, daß er, der bedeutende Mann, ein so großes Gewicht darauf legte, daß man sich mit ihm beschäftigte und ihm zustimmte. Aber es war doch auch ein Beweis seiner inneren Jugendlichkeit, daß er die Zustimmung oder die Einwände seiner jüngeren und jüngsten Freunde so wichtig nahm.

Er hielt sich nicht für zu alt und zu vornehm, mit der Jugend zu disputieren. „Reibung bringt Wärme“, so sagte er. Wie von einer „Löschpapierere“, wo einer der Nachbeter des anderen wird, so wollte er von Löschpapierfreundschaften nichts wissen. Und einem jüngeren Freunde widmete er ein Exemplar seiner Dogmatik „in herzlicher Kampfesfreudigkeit“.

Diese jugendliche Regsamkeit und Frische ließ ihn auch nicht vereinsamen. Obgleich er von 1890 an, also 15 Jahre lang, nicht mehr ordentlicher Professor war, so verkehrten fast bis zuletzt Studenten und bis zuletzt eine Reihe junger Dozenten bei ihm. An die Mittwoch Mittagessen werden viele seiner Schüler eine freundliche Erinnerung behalten haben. Mochten da auch dazwischen die Geister aufeinanderplagen, wie war es heiter, belehrend und anregend! Wie sehr bildete er als Wirt den Mittelpunkt, wie weit war der Kreis der berührten Interessen, wie humorvoll der Verkehr, und wie hatte diese Geselligkeit stets einen edlen akademischen Charakter. Dettlingen liebte es, gelegentlich den einen oder anderen freundschaftlich zu überfallen. Und weil diese Neckereien so gutmütig waren, ließ man sie sich gern gefallen, gab wohl auch tüchtig wieder, worüber er stets herzlich lachte.

Seine Hilfsbereitschaft war groß. Sowohl die einzelnen als die Vereine wissen davon zu sagen. Kühn im Unternehmen, war er doch fester im Ausbauen und Unterstützen des Begonnenen. Dazwischen freilich interessierte es ihn nur, eine Sache ins Leben zu rufen, zu organisieren; andere mochten die erhaltende Tätigkeit ausüben. Bei Wohltätigkeitsanstalten ließ er sich durch ein „frisches fröhliches Defizit“ nicht anfechten. Freilich war er selber der Mann dazu, bei eintretender Not durch Vorlesungen oder dergleichen Hilfe zu schaffen. Und dann half ihm sein sieghafter Optimismus. Dieser verließ ihn auch nicht in den trüben achtziger und neunziger Jahren, unter denen der so stark deutsch empfindende Mann schwer zu leiden hatte. Wie hielt er fest an der Zuversicht auf Besserung. Er hatte die Freude, sie in manchen Stücken noch zu erleben; so das Kaiserliche Manifest der Glaubensfreiheit und die Erlaubnis einer deutschen Ritterschafsschule.

Er war ein edler Sohn seiner Heimat; nicht bloß ein bedeutender, sondern auch ein guter Mensch trotz seiner Ecken und Kanten. Er hatte auch kleine Züge, aber er war doch eine groß veranlagte Natur. Un-

verwüßlich im Streben wie im Hoffen, unermülich im Denken wie im Handeln, hat er, der konservative Mann, sich die jugendliche Spannkraft und Aufnahmefähigkeit bis in ein hohes Alter bewahrt. Im Hinblick auf solch einen Mann und solch ein Leben wird Goethes Wort wieder wahr:

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.“

Und ein Wort Shakespeares, den Dettingen so gern anführte stehe daneben:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem;
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.“

Erich von Schrend.

Bildung und Sittlichkeit.

Eine Zeitbetrachtung ¹⁾

von

Alexander von Dettingen.

Es ist nachgerade in unserer mit Zivilisation und Fortschritt sich brüstenden Zeit zu einer brennenden Frage geworden: ob die in allen Kulturstaaten zunehmende Volksbildung auch mit einer Hebung der Volksittlichkeit Hand in Hand gehe. Und auch in unseren baltischen Landen werden Stimmen laut, welche die fortschreitende Volksbildung einerseits mit Mißtrauen betrachten — das Volk werde dadurch frivol und frech, andererseits sie für den Haupthebel gesunder Entwicklung ansehen — das Volk werde dadurch selbständig und tüchtig.

Zwar besteht darüber kaum ein Zwiespalt der Ansicht, daß wahre Bildung, die ja nie bloße Kopfbildung sein darf, sondern immer auch Herzens-, Willens- und Charakterbildung in sich schließen muß, niemals der Sittlichkeit hinderlich in den Weg treten könne. Aber teils herrscht viel Unklarheit in betreff dessen, was wir unter wahrer Geistesbildung

¹⁾ Es war nicht leicht, aus der umfassenden literarischen Arbeit Alexander von Dettingens etwas auszuwählen. Denn in den Zusammenhang seiner Gedanken führen doch nur seine großen Werke wirklich ein, den eigentümlichen Glanz seiner Persönlichkeit wiederzuspiegeln vermögen auch diese nicht, wieviel weniger die kleineren. Der obige Vortrag (gehalten in Dorpat am 9. Februar 1883) ist gewählt worden, weil er für den Theologen, der zugleich Moralstatistiker, Sozialethiker und universal gebildeter Mensch war, doch sehr charakteristisch ist. Dem Herausgeber der Baltischen Monatschrift, in der der Vortrag zuerst erschienen ist (1883, Band 30), sei für die Erlaubnis des Abdrucks herzlich gedankt. Die Herausgeber.

zu verstehen haben, teils gehen darüber die Meinungen weit auseinander, ob die eigentlich sogenannte intellektuelle Bildung, wie sie durch Schule und Unterricht, durch Literatur und periodische Presse, durch Kunst und Wissenschaft, durch soziale und politische Aufklärung, mit einem Wort: durch die Zivilisation in unseren Kulturvölkern herbeigeführt und stetig gefördert wird, auf den Stand der individuellen und allgemeinen Sittlichkeit — namentlich auch bei uns zuhause — einen nachweisbar günstigen oder vielleicht gar schädlichen Einfluß übe.

Wie wir den Begriff der „Bildung“ im wahren Sinne zu fassen haben, darüber hat der unvergeßliche Moritz von Engelhardt vor wenigen Jahren in der Aula der Dorpater Universität einen Vortrag gehalten, der noch heute mit wehmütiger Rück Erinnerung in den Herzen aller nachklingt, die ihn zu hören Gelegenheit hatten. Bildung definierte er als „die Ausgestaltung des menschlichen Geistes zur Erfüllung der Aufgabe, die dem einzelnen als einem Gliede der kultur- und geschichtsfähigen Menschheit gesetzt ist“. Im Grunde erschien ihm die Bildung als die Aufgabe der ganzen Menschheit; und der großartige Prozeß, der sich in der Geschichte der Menschheit vollzieht, hat kein anderes Ziel als die Lösung dieser Aufgabe. Der einzelne, der gebildet wird und gebildet ist, zehrt von dem geistigen Kapital, das alle vorhergehenden Generationen aufgesammelt. Sich in dieser Hinsicht als Glied eines Ganzen wissen und an seinem Teil verständnisvoll mitarbeiten können und wollen an der Verwirklichung der Idee der Menschheit, heißt wahrhaft gebildet sein. Je weniger ein Mensch sich von dem Ganzen getragen weiß und der Gesamtheit verpflichtet fühlt, desto ungebildeter ist er; den Ungebildeten charakterisiert der Wahn, er sei fertig. Es ist der Bildungshochmut, welcher namentlich die Halbbildung zu begleiten pflegt. Selbstüberschätzung (Einbildung im Gegensatz zur Ausbildung) ist ein nie fehlendes Symptom derselben. Die wahre Bildung macht denjenigen, welcher in der ihm gewiesenen Sphäre an der Kulturaufgabe der Menschheit ernstlich mitzuwirken versucht hat, notwendig bescheiden, weil er sich des Gegensatzes der eigenen Leistung und der hohen Aufgabe, die ihm gestellt ist, aufs lebhafteste und schmerzlichste bewußt ist. „Es ist das Glück oder Unglück der Bildung, daß sie uns aus den engen Schranken unserer persönlichen und lokalen Interessen herausreißt und uns nötigt, mit Kopf und Herz an den

Geschicken der Welt und dem Leben der ganzen Menschheit teilzunehmen. Dieses energische Mitleben und Mitleiden mit den Völkern, die an der Spitze der Geschichte stehen, bringt es mit sich, daß wir uns leicht beunruhigt fühlen durch die Schwierigkeit, ein klares Urteil über die Zeitlage und die Folgen der Zivilisation zu gewinnen.“

Das waren im großen und ganzen die tiefen Gedanken, die uns damals von einem echten Repräsentanten humaner Bildung vorgeführt wurden. Es ward uns da das Ziel so hoch gesteckt, der Begriff so weit gefaßt, das Wesen der Bildung so ideal charakterisiert, daß sich im Grunde ein jeder Ehrliche sagen mußte: trotz allem Ringen und Streben, trotz Unterricht und Belesenheit, trotz aller Zielwifferei und mühseliger Denkarbeit fehlt mir diese wahre Bildung.

Ja, sie bleibt uns in der Tat ein unerreichbares Ideal, sobald der einzelne Mensch oder ein ganzes Volk nur dann als „gebildet“ gelten sollen, wenn „die ausgeprägte und vollendete Form ihres Geistes in jeder Beziehung der Idee des Menschen entspricht, das Wesen des Menschen verwirklicht“. Gebildet heißt aber nicht bloß normal entfaltet oder entwickelt sein, wie wir etwa von der Bildung eines ausgewachsenen Blattes, oder einer Frucht, oder eines Organs am Leibe sprechen. In diesem Sinne ausgebildet oder gut gebildet kann auch ein arabisches Pferd oder eine dänische Dogge sein, mögen wir nun an ihre normal ausgestaltete Körperform oder Dressur denken. Menschliche Bildung hebt sich aber stets vom Boden der Natur als eine Frucht geschichtlicher Tradition ab. Erziehung im Gegensatz zur bloßen Zucht, die Sprache und Sitte im Gegensatz zum bloß Instinktiven und Naturwüchsigem, Kunst und Wissenschaft, Rechtsordnung und Religion, Familien- und Volksüberlieferung sind die Mittel humaner Ausgestaltung des Geistes. Die menschliche Bildung läßt sich daher am besten mit der technischen und künstlerischen Ausprägung und Ausgestaltung des Marmorblocks, des Tones, kurz, des rohen Stoffes zu einem sinn- und charaktervollen Bilde vergleichen. Es ist eine geistige Arbeit, welche das Ziel verfolgt, das in dem noch unentwickelten Menschen schlummernde Gottesbild, die geistige Persönlichkeit, in intellektueller und sittlicher, in ästhetischer und religiöser Beziehung zu charaktervoller Harmonie auszuprägen. Das ist das Humanitätsideal, nach dem wir uns alle sehnen, ein Ideal, das nie in

dieser Zeitlichkeit, sondern erst im Reiche der Vollendung verwirklicht werden kann.

Mögen wir uns nun das zu erstrebende Ziel, das ersehnte Ideal der Bildung noch so hoch stecken, für unser zeitliches Leben, für die irdische und geschichtliche Sphäre der Menschheits- und Volkserziehung gilt es doch einen konkreteren Begriff festzuhalten, der praktisch überhaupt erreichbar ist und sich nicht in Utopien verliert. Die gangbare Redeweise ist durchaus nicht unberechtigt, nach welcher man unter Bildung im engeren Sinne die durch Schulung und methodischen Unterricht hervorgerufene Ausgestaltung der intellektuellen Kräfte versteht. In diesem Sinne können wir z. B. mit Recht sagen, die Apostel, die das Reich Christi auf Erden in alle Welt trugen, waren — mit Ausnahme vielleicht des Apostels Paulus — einfache, ungebildete Leute, d. h. sie besaßen nicht diejenige Schulung und den Stand der Kenntnisse, welcher dem damaligen Niveau der höheren, universellen Bildung entsprach.

Zwar ist es selbstverständlich, daß auch in diesem beschränkteren Sinne Bildung nie eins ist mit gedächtnismäßig aufgehäuften Wissen oder stupender Vielwisserei, die nur zu oft mit Borniertheit und Einbildung Hand in Hand geht. Nein, intellektuelle Bildung im wahren Sinne ist eben diejenige Ausgestaltung der geistigen Fähigkeit, die den einzelnen als Glied seiner Familie, seiner Berufsgenossenschaft, seines Volkes, ja der ganzen Menschheit durch seine erlernten und erarbeiteten Kenntnisse und Fertigkeiten in den Stand setzt, verständnisvoll teilzunehmen und in dem ihm gewiesenen Gebiete erfolgreich mitzuarbeiten an der Kulturaufgabe der Gesamtheit. So werden wir den Mann aus dem Volke, den einfachen Bauer gebildet nennen, wenn er den für einen Ackerbauer und für ein selbsttätiges Glied der Volksgemeinde notwendigen jeweiligen Stand der Kenntnisse erreicht hat. Wir werden den Handwerker, den Schuster und Schneider für gebildet halten, der, mit seiner Zeit fortschreitend, die Mittel und Wege zur gedeihlichen Förderung seiner Berufsarbeit erkenntnismäßig beherrscht. Wir werden die Frau und den Mann als gebildet ansehen, welche der betreffenden weiblichen oder männlichen Berufsaufgabe durch methodische Schulung oder selbsterworbene Kenntnisse gerecht zu werden imstande ist.

So kann von Bildung immer nur beziehungsweise die Rede sein.

Selbst die gründlichste Bildung ist und bleibt einseitig und relativ, ein Zeugnis dafür, daß der einzelne nur als Glied der gesamten menschlichen Kulturgemeinschaft, sozusagen als Teilgröße durch seine lebendige und aufgeschlossene Teilnahme für die Fortschritte der ganzen Menschheit gebildet sein kann. Alle einzelnen Berufsstände und Personen ergänzen und fördern sich gegenseitig, wenn die Bildungsaufgabe der Menschheit erreicht werden soll. „Nichts Menschliches ist mir fremd“ — so kann in Wahrheit nur der Gebildete sprechen. Denn ohne Anschluß an die arbeitende Menschheit und ihre durch Jahrtausende hindurch erworbenen geistigen Schätze wird selbst das Original zum Zerrbild.

Fassen wir so dem gangbaren Sprachgebrauch gemäß die Bildung als erkenntnismäßige Ausgestaltung des menschlichen Geistes zur berufsmäßiger Leistungsfähigkeit innerhalb der jeweiligen humanen Kulturgemeinschaft, dann stellt sich die entscheidende, für uns in der Tat brennende Frage in einem ganz anderen Lichte dar, ich meine die Frage: wie verhält sich diese durch Schulung und Unterricht, durch Sprache und Literatur, durch Kunst und Wissenschaft herbeigeführte intellektuelle Bildung der einzelnen und ganzer Volksgruppen, kurz, wie verhält sich die sogenannte Zivilisation zur Sittlichkeit, d. h. zur normalen Ausgestaltung und Selbstbeherrschung des Willens im Dienste der Pflicht und Tugend? Geht der moderne Zivilisationsfortschritt Hand in Hand mit einem Fortschritt gesunder Zucht und guter Sitte, mit der Achtung vor der Rechtsordnung und Autorität, der Ehrfurcht vor Religion und Gottes Gebot, mit einem Wort: der häuslichen, staatlichen und kirchlichen Pietät und Pflichttreue?

Die heutzutage ziemlich allgemein verbreitete Ansicht ist die, daß die Bildung der entscheidende Hauptfaktor sei in der machtvollen und gesunden Entwicklung der Völker. Knowledge is power — sagt der Engländer. Und ein begeisterter Interpret dieser Auffassung, der vielgelesene Buckle, suchte in seiner Geschichte der Zivilisation — ähnlich wie nach ihm Hartpole Leach, Herbert Spencer, Mulhall u. a. — nachzuweisen, daß die „Aufklärung“ allein die Ursache allen Fortschrittes im Völkerleben sei, während die Moral als Privatfache der Einzelperson sich indifferent dazu verhalte und im Grunde durch alle Zeiten sich gleich bleibe. Ein hochgebildeter deutscher Gelehrter wie Mümelin stimmt

in der Hauptsache dieser Anschauung bei,¹⁾ indem er in sittlicher Hinsicht jeden einzelnen sozusagen von vorn anfangen läßt, während die Kultur und Bildung als Sache fortschreitender Tradition von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbe und die Macht der Völker erhöhe, ja sie im letzten Grunde allein bedinge. „Die Schulung“ — so hat man von diesem Standpunkte aus gesagt — „ist die Ursache der Siege im Völkerleben“. Der deutsche Schulmeister wurde als der gepriesen, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen und 1870/71 die Franzosen zu Paaren getrieben. „Das Volk, das die besten Schulen hat, ist das erste der Welt, wenn nicht heute, so doch morgen“ — so sprach sich Jules Simon, der große französische Schulmann, aus. „Unterrichten d. h. versittlichen“ — so interpretierte ein Statistiker wie Engel den bekannten Satz Perdonnets. Schon an dem ABC — so meinte nicht ohne Berechtigung ein ernster französischer Forscher (M. Corne) — erstarkte der Wille des Kindes derart, daß es den Versuchungen besser und nachhaltiger zu widerstehen imstande sei. Namentlich wird im Hinblick auf die Mütter der nachkommenden Generationen der Nachdruck darauf gelegt: „Bildet die Frauen und ihr bildet die Männer!“ — „Bildung, Schulbildung, Volksbildung“ — so lautet auch bei uns das Losungswort, wenn es gilt, ein, wie man hofft, unüberwindliches Bollwerk aufzuführen gegen die andrängenden feindlichen Wogen, welche unsere heimatliche baltische Eigenart wegzuspülen drohen. Es ist, als stelle sich auch unter uns der Grundgedanke jenes griechischen Weisen immer wieder in den Vordergrund, daß alles auf das Wissen ankomme, daß niemand, der das Gute wisse, je das Böse tun werde, daß also — wie ein Sokrates nicht müde wurde zu behaupten — die Tugend selbst lernbar sei. — Und kraft der „Aufklärung“ — diesem Schlagwort des vorigen Jahrhunderts — soll die Vermählung von Vernunft und Moral, von Bildung und Sittlichkeit in völkerbeglückender Weise zustande kommen, um Reichtum und Prosperität, Fortschritt und Zivilisation, Freiheit und Humanität ihre siegreichen Triumphe feiern zu lassen.

Dieser optimistischen Anschauung traten nun allerdings nicht bloß die als Dunkelmänner und Reaktionäre gescholtenen Hierarchen und

¹⁾ Vgl. Rümelin, Reden und Aufsätze. N. Folge, 1881, S. 1 ff. die geistvolle Abhandlung über das Verhältnis intellektueller und sittlicher Bildung.

Feudalen entgegen; selbst der Verfasser des *contrat social*, der „heilige“ Jean Jacques, wie ihn seine Verehrer nannten, machte Fronte gegen die schwärmerische Verherrlichung der Aufklärung. Trotz dem Spott, den ein Voltaire jenem Rousseauschen „retournons à la nature“ mit der Bemerkung entgegenschleuderte, daß man infolge jener Mahnung in Paris schon anfangs „auf allen Vieren zu gehen“ — machte doch die Behauptung des Genfer Philosophen, die Zivilisation und Bildung korrumpiere die Menschen, die Kunde durch die Welt. Die Anhänger der pessimistischen Philosophie eines Schopenhauer wollten nichts von dem vielgerühmten „Fortschritt“ wissen. Trotz der sogenannten Bildung, ja mit durch dieselbe werden die Völker schlechter, entarteter, raffinierter in ihrem Egoismus. Und die Vertreter der mittelalterlich-römischen Kirche, sowie manche aristokratisch-hierarchischen Schwärmer für die gute alte Zeit protestieren gegen allgemeinen Schulzwang und den obligatorischen Volksunterricht; das Volk verlöre durch die fortschreitende allgemeine Verstandsbildung seine Pietät, werde frech und ungehorsam, lerne die Autorität mit Füßen treten und die Majestäten verachten, schreibe Freiheit und Brüderlichkeit auf seine rote Fahne und trete mit dem fluchwürdigen Gedanken der Gleichheit alle sittliche Ordnung und Unterordnung, alle religiösen Traditionen des Glaubens unter die Füße.

So stehen sich die extremen Anschauungen schroff gegenüber. Dort die schwärmerische Begeisterung für die intellektuelle Bildung als das einzige Lebensziel der sittlichen Erneuerung der Völker und Personen; hier die fanatische Abwehr der fortschrittlich-zivilisatorischen Tendenz als der eigentlichen Pandorabüchse, aus der alle sittlichen Übel und krankhaften Verzerrungen der modernen Völkergeschichte sich erklärten. Dort die zuversichtliche Überzeugung: das Wissen, die Vernunft sei die Grundlage aller Wohlfahrt, aller wahren Humanität, aller Gerechtigkeit und Liebe, alles gesunden Glaubens; hier die eben so feste Meinung: das Wissen blähe auf, die bloße Vernunft, durch den Egoismus korrumpiert, sei inhuman und zerstöre die autoritativen Grundpfeiler der sittlichen Lebensordnung; dort herrscht das Schlagwort: auf den Intellekt und auf freie Ausbildung komme alles an; hier der Refrain: am Willen liegt's und der Glaube allein entscheidet!

Wie immer, so werden auch hier die Extreme dadurch belehrend,

daß sie in ihrem Widerspruch sich gegenseitig richten. In beiden liegt wohl ein Körnlein Wahrheit. Wie stellen wir uns dazu? Wonach sollen wir unser Urteil bilden, nach welcher Methode der Untersuchung eine Entscheidung herbeizuführen suchen?

Wollten wir, wie z. B. Rümelin es in seiner interessanten Rede über „intellektuelle und sittliche Bildung“ neuerdings versucht hat, von der rein persönlichen Selbstbeobachtung ausgehen, so liefen wir Gefahr, uns in die Irrgänge der Psychologie zu verlieren; oder wir kämen zu dem ziemlich nichtsagenden Ergebnis, daß Intellekt und Wille stets in einer inneren Wechselwirkung ständen und stehen müßten, um sich gesund zu entfalten. Oder wollten wir in unserer Umgebung die einzelnen Menschen ins Auge fassen, so würden wir kaum zu einem sicheren Resultat gelangen. Wir finden mitunter sehr ungebildete d. h. ungeschulte schlechte Leute, die in ihrer Einfalt und altväterischen Weise Muster der Tugend sind, und umgekehrt: hochgelehrte Vielwässer und Alleswässer, die Charakter- und gesinnungslos aller Sittlichkeit Hohn sprechen. Und umgekehrt: wem sind nicht feingebildete Leute begegnet, die durch die Zucht ihres Verstandes es auch gelernt haben, den Willen ihm untertänig zu machen; und wiederum demütige Menschen, die, arm im Geiste und Kinder am Verständnis, in ihrer Umgebung wie erwärmender Sonnenschein wirken.

Auf dem Wege der Einzelbeobachtung kommen wir aus dem Schwanken nicht heraus; es dürfte dann schwer sein, die zufälligen Einflüsse auszuscheiden. Wir müssen unseren Blick erweitern und die Gesamtbewegung der Menschheit, die Entwicklung ganzer Völkergruppen unter dem hervorgehobenen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen suchen.

Versenken wir unseren Blick in die Vergangenheit, so lehrt die Geschichte, daß gerade die Zeiten eintretender Hochkultur meist verhängnisvoll sind für den sittlichen Gesamtzustand der Völker. Jedenfalls steht es fest und wird von allen Kulturhistorikern zugestanden, daß die einseitig gesteigerte Reflexion, daß die verfeinerte Zivilisation und philosophisch zugespitzte Aufklärung mit der Auflösung der Sitten in der Völkergeschichte Hand in Hand zu gehen pflegte. Bei den Griechen ist die mit Perikles beginnende Periode der höchsten ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung zugleich der Anfang des Verfalles für das griechische Volksethos. In Rom war die mit dem Kaisertum einreißende Unsitlich-

keit und Irreligiosität begleitet von den klassischen Leistungen der Dichtkunst und Philosophie; ja die größte Errungenschaft des hochgebildeten Rom, die bis auf den heutigen Tag geltende römische Rechtslehre, kennzeichnet die Periode der vollendeten Dekadence. An der Grenzscheide der mittelalterlichen Entwicklung, wo die germanische Bildungsform neben der fränkischen und romanischen in den Vordergrund tritt, bezeichnet die sogenannte Periode des Humanismus und der Renaissance den notorischen Auflösungsprozeß der sittlichen Traditionen. Und bei dem durch die Reformation herbeigeführten großen Wendepunkte der europäischen Kulturgeschichte beginnt auch jener Prozeß der modernen Zersetzung der Sitten, der Ablösung des Subjekts von den objektiven Normen und Traditionen, ein Prozeß, der in der neueren Periode der Aufklärung seit den französischen Enzyklopädisten, englischen Freidenkern und deutschen Vulgärrationalisten die Losgebundenheit, die Autonomie und Freiheit des einzelnen proklamiert und noch gegenwärtig in der Gestalt des Liberalismus und Sozialismus die sittliche Gesellschaftsordnung zu zersetzen droht. Mit der fortgeschrittenen Bildung, mit der allgemeiner werdenden Volksschulung geht die Behauptung der allgemeinen Menschenrechte, der Gleichheit aller, der Volkssouveränität Hand in Hand; und der alle Bande der Pietät zerreißen revolutionäre Geist scheint in nicht zu bändigender Macht seine Triumphe zu feiern! Selbst in unseren baltischen Provinzen und in dem großen Reiche, dem wir seit bald zwei Jahrhunderten durch geschichtliche Fügung angehören, droht das allgemeine Bildungsstreben bedenkliche, unheilvolle Früchte zu zeitigen: die Emanzipation der Massen von der Autorität, die zunehmende Gottlosigkeit und Völlerei, der wachsende Sinn für verbrecherische Gesetzlosigkeit und Gesetzwidrigkeit, die Auslehnung wider die Obrigkeit in Kirche und Staat, der inhumane, ja gottlose und unchristliche Nationalitätenhader, die überall lauende Kriegsgefahr, die nihilistische Propaganda — sind es nicht alles Krankheitserscheinungen eines Gesellschaftskörpers, dessen fieberhafte Pulsbewegung eine Folge überreizter Zivilisation und allgemeinerer Volksbildung zu sein scheint?

Für die Gegenwart haben wir ein reiches Beobachtungsmaterial, das in den statistischen Bureaus aufgehäuft und von der Moral- und Sozialstatistik ausgebeutet wird. Was lehrt diese methodische Massen-

Moritz von Engelhardt. — Alexander von Dettingen.

beobachtung, die uns die Gegenwart wie eine still stehende Geschichte erscheinen läßt? Haben wir an der Statistik wirklich eine Meßkunst auch für die geistig-sittliche Bewegung des Gesellschaftskörpers? Lassen sich Bildungs- und Sittlichkeitsfortschritte und Rückschritte mit rohen Zahlen messen?

Bis zu einem gewissen Grade allerdings. Jedenfalls erscheint ein solches Kontrollverfahren von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wo es gilt unsere sonstigen historischen und psychologischen Beobachtungen zu erproben und an der Wirklichkeit zu messen. Ja, man kann in gewissem Sinne sagen, die Fähigkeit statistisch genauer Selbstbeobachtung ist mit ein Gradmesser für den Bildungs- und Kulturzustand eines Staates. Wo man es noch nicht zustande bringt, durch methodische Volkszählung und ziffermäßige Volksbeschreibung dem Gemeinwesen sozusagen methodisch den Puls zu fühlen, da tappt man im Finstern und hat noch nicht die Staffel der Entwicklung erreicht, die unsere Zeit fordert, wenn anders der betreffende Staat mitzählen und im wahren Sinne mitwirken will im Konzert europäischer Kulturgemeinschaft.

Daß aber die Statistik noch nicht so weit ist, um sichere Resultate in betreff des Bildungs- und Sittlichkeitsmaßstabes der Kulturvölker darzubieten, lehrt ein jeder Blick in die Arbeiten der betreffenden Fachmänner. Die Frage, ob der Bildungsfortschritt heilsam oder schädigend auf die Volksittlichkeit wirke, ist wegen der verwickelten Mannigfaltigkeit der hier waltenden Einflüsse noch eine vielfach schwankende. Die einen — ich nenne ¹⁾ unter den Franzosen Quetelet, Dufau, Levasseur, unter den Engländern Herbert Spencer, Porter, Mulhall; unter den Italienern Morfelli, unter den Deutschen von Holzendorff, Engel und Mahr — behaupten: mit dem Volksunterricht in der fortschreitenden Zivilisation hätten die Verbrechen abgenommen. Die anderen — wie Guerry, Messedaglia, Stursberg u. a. — huldigen der entgegengesetzten pessimistischen Betrachtung und sagen: es sei in den letzten Jahrzehnten mit zunehmender Volksbildung immer schlimmer geworden.

Sehen wir näher zu. Es kommt hier alles auf eine solide Methode der Untersuchung an. Was haben wir denn für eine Möglichkeit, zunächst das Volksbildungsniveau zu messen? Und dann: welche Sittlichkeitsmaßstäbe bietet uns die ziffernmäßige Massenbeobachtung dar?

¹⁾ Vgl. die dritte Auflage meiner Moralstatistik 1882, S. 594 ff.

Man hat schon seit Jahrzehnten die verschiedensten Versuche gemacht. Selbst die Statistik des Seife- und Papierverbrauchs ist als nicht unwesentlicher Kulturmesser empfohlen worden. Die Briefzirkulation, der Telegraphen- und Eisenbahnverkehr, die industrielle Produktion, der Handelsverkehr — das sind ja alles Symptome der Zivilisation, der fortschreitenden Bildung; denn diese ist es im Grunde, welche Brücken baut und Verkehrswege eröffnet über Land und Meer. Das eigentlich Entscheidende wird aber doch die Schulfrequenz und der literarische Bedarf auf dem Büchermarkt und in der periodischen Presse sein. Die Briefzirkulation als Symptom der Volksschulbildung ist zwar immerhin bedeutiam. In Großbritannien z. B. werden gegenwärtig etwa 37 Briefe und Postkarten pro Kopf der Bevölkerung jährlich versandt, in der Schweiz (wo die höchste Schulfrequenz sich findet) nur 23, in Deutschland 16, in Frankreich 14, in Oesterreich 11, in Skandinavien 7, in Rußland kaum 2! Ja, es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, wie in dem Briefverkehr der gebildeten Staaten untereinander neben der staunenerregenden Regelmäßigkeit und Stetigkeit dieser Bewegung die gebildeteren Staaten immer mehr aktiv, die ungebildeteren rezeptiv sind. Deutschland z. B., im Herzen des gebildeten Europa gelegen, ist nach Osten und Süden hin mehr aktiv, d. h. schreibt viel mehr (etwa dreimal soviel) Briefe, als es empfängt; nach Westen hin, Amerika, Frankreich und England gegenüber, ist es mehr rezeptiv, d. h. empfängt von dort fast doppelt soviel Briefsendungen, als es dorthin abschickt. — Aber alles dieses ist schon ein Beweis dafür, daß die Briefzirkulation mehr ein Symptom der Lebhaftigkeit der geschäftlich-industriellen Verkehrsbeziehungen als der Gesamtbildung ist. Denn etwa $\frac{3}{4}$ aller Briefe sollen nach den trefflichen Aufstellungen der deutschen Poststatistik Geschäftsbriefe sein. Daraus ist es z. B. zu erklären, daß Nordamerika 15, ganz Europa im Durchschnitt nur 11 Briefe pro Kopf aufweist, ja an Sendungen von Druckfachen und Zeitungsnummern überragt Nordamerika (13,4 pro Kopf) Europa fast um das Doppelte (7,2 pro Kopf).¹⁾ Anders steht es mit jenem Bildungsmaßstab, der in der Schulfrequenz zutage tritt. Ich meine selbstverständlich nicht die rohe Schülerzahl in den Volksbildungsstätten, sondern die systematische Beobachtung des Ver-

¹⁾ Vgl. für die Details meine Moralstatistik 3. Aufl. 1882, S. 569 ff.



hältnisses der schulpflichtigen Bevölkerung zu der schulbesuchenden, namentlich auch der weiblichen Jugend, sowie der eingehenden ziffermäßigen Beschreibung jener Schul- und Bildungs pyramid, wie Engel sie nennt, in der die Elementarschulbildung die breite Basis, die akademische Bildung die höchste Spitze bildet. Leider ist es nur für Deutschland (resp. die Schweiz und skandinav. Staaten) möglich, in dieser Hinsicht eine einigermaßen solide Statistik aufzustellen. Da namentlich in den hochentwickelten Kulturstaaten England, Frankreich und Italien man jüngst erst begonnen hat den obligatorischen Schulunterricht ins Auge zu fassen, liegt auch die staatlich geregelte Schulstatistik dort noch sehr im argen. Jene Registrierungen, wie sie sich aus der Zählung der Ungelesenen d. h. der sogenannten Analphabeten, der des Lesens oder Schreibens Unkundigen, bei den Ehekontrahenten oder unter den ausgehobenen Rekruten ergeben, sind doch als Bildungsmaßstab nur ein höchst unvollkommenes Surrogat. Leider ist auch die Statistik der Presse, der periodischen wie der Verlagsliteratur, trotz aller darauf gerichteten Bemühung noch eine sehr unvollständige; wieviel Schweine geschlachtet, wieviel Schafe und Rinde verzehrt, ja wieviel Eier von Hühnern (namentlich in Frankreich) gelegt werden, wissen uns die Statistiker genau zu sagen. Was für geistige Speise dem Volke geboten wird, an diese allerdings schwierigere, aber unendlich viel wichtigere Frage ist die bisherige amtliche Statistik noch kaum herangetreten!

Gleichwohl steht es, was intellektuelle Schul- und Volksbildung anbetrifft, statistisch fest, daß die germanische Völkergruppe die am weitesten fortgeschrittene ist; die romanische nimmt die zweite Stufe, die slawische auf europäischem Boden die dritte Kulturstufe ein; die Türkei als intellektuell und sittlich zerfallendes Gemeinwesen zählt in diesem Rangstreit überhaupt nicht mit, und Griechenland, Spanien, Portugal haben eine zu wenig geordnete Bildungsstatistik, um hier zu konkurrieren.

Dürfen wir nun als Deutsche etwa mit Stolz darauf blicken, daß wir als Glieder dieser hochzivilisierten Rasse es „so herrlich weit gebracht“? Darf man ein Triumphlied darüber anstimmen, daß die Deutschen die höchste Schulbildung haben, daß in diesem Herzen des zivilisierten Europa notorisch Sachsen (mit seinen 105 und die deutsche Schweiz sogar mit 113 schulbesuchenden auf je 100 schulpflichtige Kinder) an

der Spitze der Volksschulbildungsskala stehen; daß in Deutschland in stetigem Fortschritt von 1871—81 die Zahl der Verlagswerte im Buchhandel von rund 10 000 (im Jahre 1870) auf über 15 000 (im Jahre 1881) gestiegen ist; daß in Deutschland die höhere Gymnasialbildung und Universitätsfrequenz numerisch alle anderen Länder übertrifft;¹⁾ daß dort von den Rekruten kaum 1—2% ungeschult sind, während England deren noch 18%, Frankreich 30%, Italien 40—50% und Rußland über 90% aufweist! Und dürfen wir als germanisch gebildete Provinzen uns damit brüsten, daß wir Deutschland mit unseren nur 5% Analphabeten unter den Rekruten und 80% schulbesuchender Kinder am nächsten stehen?

Wie gestalten sich denn die statistisch meßbaren Bildungsergebnisse in sittlicher Hinsicht? Hüten wir uns dabei vor zu schnellem Aburteilen, sei es in schönfärberischer, sei es in pessimistischer Tendenz.

Die Pessimisten sagen, man sieht's ja an den Ziffern: je mehr Volksbildung, desto mehr Verbrechen. Gewiegte Statistiker wie Hausner und Legoyt z. B. stellten die hochgebildeten Hannoveraner in ganz Deutschland als die am meisten Verwahrlosten auf die unterste Stufe. Denn in Hannover zählte man auf 13 Personen bereits einen Verurteilten, in Preußen auf 23, in Frankreich auf 55 und in Oesterreich erst auf 82 Einwohner!! — Das ist nur ein lächerliches Beispiel dafür, wie man die sogenannten „Blenden der Statistik“ — die großen Zahlen — durch unrichtige Gruppierung und Vergleichung mißdeuten und zur Verbreitung kolossaler Trugschlüsse mißbrauchen kann. Die Anzahl der Verbrechen und gestraften Vergehen in den einzelnen Staaten ist — bei der Verschiedenheit der Gesetzgebung und Polizei — überhaupt nicht vergleichbar. Ja es kann die höhere Zahl der wirklich geahndeten und gesühnten Verbrechen, als Zeugnis soliderer Justiz, ein Kennzeichen besserer sittlicher Gesamtzustände sein gegenüber den Ländern, wo die gesetzgeberische und gesetzvollstreckende Gewalt infolge allgemeiner Demoralisation ohnmächtig ist und die ungesühnten Verbrechen an der Tagesordnung sind.

¹⁾ Vgl. Laspeyres, Die deutschen Universitäten (Deutsche Revue 1883, Heft 2). Danach ist die Zahl der deutschen Studenten von 1872 bis 1882 von 15 113 auf 23 838, d. h. um 57,5% gestiegen oder sechsmal so rasch als die Gesamtbevölkerung. Und diese Zunahme ist so stetig, daß sie in den letzten vier Jahren je 1117, 1136, 1237, 1392 betrug.

Andererseits darf man nicht, wie die Optimisten tun, zu viel daraus schließen, daß die Zahl der groben Verbrechen mit zunehmender Gesamtbildung abnehme. Morjelli weist z. B. darauf hin, daß in Italien mit Zunahme der Analphabeten nach Süden hin auch Raub und Mord stetig steigen. Aber ein jeder weiß, daß gerade die abenteuerliche Form des Brigantaggio der fortschreitenden Zivilisation weichen muß. Im übrigen gesteht selbst Bodio, der das größte Verdienst um die italienische Statistik hat, mit Schmerz zu, daß in Italien die Steigerung der Verbrechen Hand in Hand gehe mit der Zunahme der Bildung. Und für Frankreich haben die schönen Guerry'schen Karten den Beweis geliefert, daß, im großen und ganzen betrachtet, die höher gebildeten Landesteile sich stärker an der Kriminalität beteiligen als die schlechter geschulten, mit der Zivilisation und den Zivilisationszentren, den großen Städten, weniger in Berührung kommenden.

Überhaupt muß man nur die Gebiete zeitlich und räumlich ins Auge fassen, welche unter Voraussetzung gleicher Gesetzgebung und ähnlicher gesellschaftlicher Zustände überhaupt vergleichbar erscheinen. Und da bietet das uns geistesverwandte Deutschland für das letzte Jahrzehnt seit dem französischen Kriege ein höchst interessantes und lehrreiches Beobachtungsfeld dar.

Zwar erscheint es mir aus den schon angegebenen Gründen nicht richtig, wenn man die hohe oder wachsende Gesamtziffer der geahndeten Gesetzeswidrigkeiten als Zeugnis des moralischen Verfalls des hochgebildeten deutschen Volkes hinstellt und daraus, wie z. B. der bekannte Hofprediger Stöcker in sozialpolitischen Versammlungen wiederholt getan hat, politisches Kapital zu schlagen sucht. Die Sache will tiefer angefaßt und die Qualität der Verbrechen dabei besonders berücksichtigt werden.

Notorisch ist, daß die gröberen Verbrechen, wie qualifizierter Diebstahl, Raub und Mord, verhältnismäßig abnehmen. Dagegen wächst die Zahl der erwerblosen Bagabunden, sowie der für den moralischen Gesamtbestand eines Volkes so verhängnisvolle Alkoholkonsum auch in Deutschland wie in allen gebildeten Staaten (mit Ausnahme Norwegens) in erschreckenden Dimensionen. Eine stetige Zunahme tritt sodann zutage in der Zahl der rückfälligen Verbrecher. Besonders gravierend erscheint es endlich, daß gerade die raffinierten Verbrechen: falscher

Bankerott, Meineid, Münzfälschung, Auflehnung gegen die Obrigkeit — überhaupt die Attentate gegen die Person neuerdings Hand in Hand gehen mit zunehmender Zivilisation. Namentlich hat man nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und anderen Staaten beobachtet, daß die verbrecherischen Attentate gegen die Sittlichkeit in unheimlicher Progression steigen. In Frankreich z. B. hat sich in dem letzten halben Jahrhundert, wo der Bildungsfortschritt, nach der Lesefähigkeit der Rekruten bemessen, sich um 100 % gehoben hat (von 61 % Analphabeten auf 30 %), die Ziffer der Verbrechen gegen die Sittlichkeit (von 131 Fällen auf 791) um 600 % vermehrt; in Deutschland hat sie sich in dem letzten Jahrzehnt allein fast verdreifacht. Dazu kommt, daß gerade die relative Beteiligung der Geschulden, ja selbst der professions libérales, d. h. der höher Gebildeten größer ist als das betreffende Bevölkerungskontingent. Auch für Rußland ist nachgewiesen worden, daß unter den verurteilten Verbrechern (1873/4) gegen 29 % lesen konnten, während in der kriminalfähigen Gesamtbevölkerung kaum 8 % dazu fähig sind.¹⁾

Noch eine Menge anderer ungünstiger Symptome für die sittliche Beurteilung der relativ höher Gebildeten kommt hier in Betracht: die Ausführung würde uns zu weit führen. Ich deute nur die Hauptpunkte an. Mit steigender Zivilisation geht allüberall die Steigerung der Selbstmordziffer Hand in Hand. Sachsen, das die besten Schulen hat und die höchste Schulfrequenz, ist — wie wir anderweit dargetan — das selbstmordreichste Land der ganzen Welt. Leipzig, der intellektuelle Herd des ganzen deutschen, ja des Weltbuchhandels, hat die höchste Selbstmordziffer, die wir überhaupt kennen. Und die hochzivilisierten Großstädte sind die eigentlichen Brutstätten wie der allgemeinen Entsittlichung und Völlerei, so der aus Verzweiflung und sittlicher Haltlosigkeit herausgeborenen Selbstmordneigung, namentlich bei der heutzutage verhältnismäßig besser geschulten Jugend. Ferner: die Männer, die überall einen durchschnittlich höheren intellektuellen Bildungsstand einnehmen, beteiligen sich an der Kriminalität viermal, an dem Selbstmord sogar fünfmal mehr als die weniger gebildeten Frauen.

¹⁾ Vgl. Matwejew, Zeitschr. des preuß. stat. Bureau 1876 p. 213; „Вѣстникъ Европы“ 1873, Okt.

Das hat ja vielfach andere Gründe; aber doch ist die größere Bildung der Männer nichts weniger als ein Präservativ gegen die Versuchungen zu Verbrechen und Selbstmord.

Zu dem allen kommt, daß mit dem höheren Bildungsniveau eine sich steigende Emanzipation gegen die religiöse und kirchliche Sitte Hand in Hand geht. Die Ehescheidungsprozesse, ein Zeugnis des durch den Bildungsfortschritt unterminierten Familienlebens, nehmen gerade in den gebildeten Bevölkerungsschichten in unheimlicher Weise zu; die Teilnahme an den kirchlichen Akten, die seit 1876 in ganz Deutschland freigestellt ist, hat sich zwar in letzter Zeit stetig gehoben,¹⁾ aber die Bildungszentren zeigen doch einen kolossalen Ausfall, indem z. B. in Berlin (1881) fast ein Fünftel (19,77 %) der Kinder ungetauft und mehr als die Hälfte der Ehen (54,33 % im Jahre 1881) ungetraut blieben. Selbst die Abweisung der kirchlichen Beerdigungsfeier ist wie in Paris so in Berlin stetig (bis 44,7 % im Jahre 1880) gestiegen.

Können wir doch selbst bei uns in einer kleinen Stadt wie Dorpat eine in dieser Hinsicht bedeutsame Beobachtung machen. Die relative Beteiligung der Männer an dem Abendmahlsgenuß gilt in deutschen Landen als ein bedeutsamer Gradmesser für den Charakter der Kirchlichkeit, resp. der mit dem Bildungsstande zunehmenden Entkirchlichung der Gemeinden. Die Tatsache dürfte sich mehr oder weniger überall zeigen, daß ceteris paribus die höher gebildeten Gemeinden eine relativ geringere Beteiligung der Männer an der Kommunion aufweisen. In Dorpat kamen auf je 100 kommunizierende Frauen kommunizierende Männer (im Jahre 1882):

in der St. Petri-gemeinde	(2176 von 5704):	38 %
„ „ „ Marien-gemeinde . . .	(2129 „ 5757):	37 „
„ „ „ Johann- is-gemeinde . .	(626 „ 1907):	33 „
„ „ „ Univer- sitätsgemeinde . . .	(293 „ 894):	32 „

Man könnte nach diesen Ziffern einen sicheren Schluß auf den verschiedenen Bildungsstand der vier Gemeinden machen.

Wenn wir überhaupt in unserer nächsten Umgebung, in unseren baltischen Provinzen die zutage tretenden Früchte der gesteigerten

¹⁾ Vgl. meine Schrift über die oblig. und fakult. Zivilehe. Leipzig 1881. S. 36 ff.

Volksbildung ins Auge fassen — sind sie denn wirklich wohlthuend und erquickend? Sucht nicht das im Bildungstreben so rührige Volk sich gleichzeitig zu emanzipieren gegen alle bürgerlich-staatliche und kirchliche Autorität? Und sind nicht mit den Fesseln der Leibeigenschaft auch die Bande der Ehrfurcht zerrissen worden? Nimmt das Verbrechen nicht trotz aller Schulung bei uns grauenhafte Dimensionen an und hat die mit der Schulbildung des Volkes so enorm gewachsene Zeitungs-literatur, dieses hauptsächlichste Bildungssymptom und Mittel, wirklich humanisierend gewirkt, oder nicht vielmehr mit dem Nationalitätenhaß eine ganze Menge unheimlich giftiger Geschwüre an dem volkstümlichen Gesellschaftskörper zutage gefördert?

Sollen wir uns nun im Hinblick auf all diese krankhaften und fittlich bedenklichen Folgen der Zivilisation zu jenen Dunkelmännern scharen, die die gute alte Zeit herbeiwünschen und die allgemeine Volksschulbildung, sowie die höhere Gesellschaftsbildung für ein Unglück, für eine Ausgeburt moderner Gottlosigkeit erklären? Abgesehen davon, daß solch ein frommer Wunsch nichts helfen würde, ginge derselbe auch aus keinem gesunden Motiv hervor, am wenigsten aus einem wirklich frommen oder christlichen Grundgedanken.

Es ist grundfalsch, zu sagen — wie z. B. E. v. Hartmann in seiner Schrift über die Selbstzerfetzung des Christentums tut — das Evangelium sei bildungsfeindlich; der Glaube störe oder zerstöre den Fortschritt des Wissens. Allerdings rühmt die Schrift die „am Geiste Armen“ und diejenigen, welche das Reich Gottes nehmen als die Kinder; ja sie warnt vor dem Wissen, das da nicht wie die Liebe bessert, sondern aufbläht; sie kennzeichnet mit scharfen Worten die verführerische, weil gottlos-egoistische „Weisheit dieser Welt“, welche zuschanden gemacht worden sei durch die „törichte Predigt des Evangeliums“. Aber diese „Torheit“ gilt ihr doch als wahre Weisheit, wie sie aus dem Bewußtsein, daß „all unser Wissen Stückwerk“ sei, hervorgeht. Damit ist die mit der Bildung sehr wohl vereinbare, ja von der wahren Bildung geforderte und geförderte Bescheidenheit und Demut angedeutet und nur jenes Wissen gebrandmarkt, das von der Pietät und dem Glauben sich ablöst und hochmütig sich selbst erhebt. Das Ringen nach Wahrheit, das Zunehmen an Erkenntnis, das Kinder sein in der Bosheit, aber nicht am Verständnis — das tritt uns gerade als

die stets wiederholte apostolische Mahnung entgegen: „Prüfet alles und das Gute behaltet. Den Geist dämpft nicht, denn: der Geist erforschet alle Dinge. Lernet die Geister nur unterscheiden und die Zeichen der Zeit deuten. Ihr seid zur Freiheit berufen; werdet nicht der Menschen Knechte! — Wer ist unter euch weise und klug? Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Sanftmut und Weisheit.“ — So lauten in verschiedenster Richtung die apostolischen Forderungen. Nur die unwahre, eigenwillige Vernunft soll „unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werden“. Aber das Licht der Wahrheit und Weisheit ist damit nicht unter den Scheffel gestellt bei den Jüngern dessen, in welchem als dem „Lichte der Welt“ alle „Schätze der Weisheit und Erkenntnis“ verborgen liegen.

Ist es doch gerade jener große Apostel, den die hochgebildeten Athener einen „Lotterbuben“ schalten, — ist er es doch gewesen, der das Christentum nicht bloß als Frieden bringende Heilswahrheit für die Seelen, sondern auch als eine erneuernde Kulturmacht für die Völker in das große hochzivilisierte römische Weltreich trug, als eine Kultur- und Geistesmacht, die dasselbe schließlich aus den Angeln zu heben berufen war. Hat nicht das Christentum sich als die einzig wahre dauernde Bildungsmacht nunmehr durch zwei Jahrtausende bewährt, trotz der Verstocktheit der Menschen und trotz der hierarchischen Tendenz des römischen Mittelalters? Selbst die Klöster und Priester mußten Kulturstätten und Kulturträger werden als Vermittler klassischer Bildung; und heutzutage gibt es außerhalb des Christentums kein Volk, das Anspruch darauf erheben kann, in bezug auf Kultureinfluß und Kulturhöhe mit den christlichen Völkern zu konkurrieren. Die Türkei, das einzige unchristliche Land auf europäischem Boden, ist auch das ungebildetste und liegt im Sterben; und auf den übrigen Kontinenten ist es immer wieder das Evangelium, ist es die Mission, die, wie selbst ein Darwin zugestand, die eigentlich fruchtbaren Kulturstätten schafft. Wir ahnen und fühlen dabei etwas von dem großen Worte Christi, daß er gekommen sei — ein „Feuer anzuzünden auf Erden“, und daß sein Wahrheitswort Salz und Licht der Welt, ja ein Sauerteig für alle Völker sein und immer mehr werden solle, ein Schwert des Geistes, das nicht in der Scheide stecken bleiben, sondern allzeit mutig geschwungen werden soll.

Auch in unseren Provinzen — wo haben denn die Esten und Letten schließlich ihre Bildung her, von wo sind ihnen die Kulturmächte gekommen, wenn nicht von jenen Deutschen, die ihnen die Segnungen des Evangeliums und mit denselben die Schriftsprache und Literatur, die Schule und Kirche gebracht? Und hat nicht das Christentum allein die von den heidnischen Kulturmächten vergeblich angestrebte Überbrückung der die Nationalitäten trennenden Kluft gebracht? Ist der Humanitätsgedanke, das A und das D unserer Bildung, nicht von dem ausgegangen, der selber das A und D sich als den „Menschensohn“ vor allem zu bezeichnen liebte? Und wir sollten als Christen so bildungsfeindlich sein, daß wir den bedeutsamen Strom der Kultur eindämmen, das Feuer der Zivilisation nach Art der romanisierenden Befehdung aller Kulturfortschritte sollten dämpfen wollen?

Ja — sagt man — die hervorgehobenen Gefahren für den Sittlichkeitsstand der Völker seien doch bei unserer modernen Zivilisation zu verhängnisvoll! — Aber ist denn wirklich die Bildung daran schuld oder nicht vielmehr der gottlos gewordene Zeitgeist, der dieselbe mißbraucht und in den Dienst des Egoismus stellt, ja den dämonischen Gelüsten und niederen Instinkten der Masse dienstbar macht? Würde es vernünftig sein — um ein triviales Bild zu gebrauchen — Zündhölzchenfabrikation, dieses bedeutsame Produkt der Kultur zu verbieten, weil Brandstiftungen dadurch erleichtert werden? Hat es Sinn und Verstand, wenn wir die Waffenfabrikation hindern wollten, weil Revolver und Dolch in der Hand des Bösewichts und Revolutionärs zur Mordwaffe werden? Oder sollen wir die Fortschritte der Naturwissenschaft bedauern, ja hemmen, weil die Erfindungen der Neuzeit, wie z. B. das Dynamit, nicht bloß zur Herstellung von heilsamen Verkehrswegen durch Sprengung von Felsen gebraucht, sondern auch zu haarsträubenden und empörenden Attentaten mißbraucht werden können und tatsächlich in erschreckender Weise mitten unter uns mißbraucht worden sind?

Die intellektuelle Bildung ist wie ein scharf schneidendes Messer, wie ein zweischneidig Schwert; sie ist selbst eine Art Sprengstoff. Sie ist wie Dynamit. Es kommt ganz darauf an, wie sie gebraucht wird. Wehe uns, wenn Kinder oder Frechlinge sie handhaben! Der schädigende Mißbrauch ist dann unvermeidlich. *Corruptio optimi pessima*. An und für sich ist die intellektuelle Bildung weder sittlich heilsam noch

schädlich, gerade wie die menschliche Vernunft, wie der Verstand selbst, der gebildet werden soll. Schaffe ich durch die Verstandesbildung wirklich wertvolle, erstrebenswerte Lebensgüter, wecke ich durch dieselbe starke und gesunde Beweggründe des Handelns, stelle ich sie in den Dienst eines geschulten Willens und Charakters, befördere ich durch sie die Begeisterung für das Wohl der Menschheit und brauche sie gewissenhaft im Dienste der Liebe, zur Förderung aller gottgewollten Berufsarbeit in der menschlichen Gemeinschaft, so ist sie ein hohes und herrliches Mittel des wahren Fortschritts.

Unsere gegenwärtige Bildung muß also an einem großen Übelstande franken. Wo steckt der Fehler? Es ist nicht sowohl die Trägheit, die Unlust zur Arbeit und zum Lernen. Man überstürzt sich ja schier in der geistigen Konkurrenzjagd der Individuen, Stände und Völker! Es ist vielmehr die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Bildung, an der wir franken, die Überschätzung des bloßen Intellektes, die Überhäufung mit Wissensstoff, der Mangel an erzieherischer Leistung, an gesunder Zucht und Pädagogik durch den christlichen Geist des Hauses, der Schule, des Volkes und der Kirche! Unsere Bildung ist durch ihre gottlose Selbstüberhebung, die an das verführerische Schlangengewort im Paradiese erinnert, eine wahrhaft desorganisierende Macht geworden; sie bricht zwar mit Macht die beengenden Fesseln veralteter Tradition, aber sie weiß nicht solide neue Bande zu schaffen. Sie stellt das Individuum auf sich selbst und löst den Verstand in ungesunder Weise vom Willen ab. So hat sie die Gesellschaft zersetz und mit durch die Steigerung des Erfindungsgeistes ein sittlich und materiell verkommenes Proletariat geschaffen, dessen sie nicht Herr zu werden vermag, obwohl man gegenwärtig mit heißem Bemühen darauf gerichtet ist, aus Angst vor dem Triebband der zersplitternden Konkurrenztheorie neue solidere Bauten aufzuführen. Vor allem fehlt es unserer Bildung an der tieferen religiös-sittlichen Basis, die doch für die gesamte Volks- und Menschheitsentwicklung die einzige dauernde und feste Grundlage bildet. Die oberflächliche Bildung — so könnten wir den alten Bacoschen Satz modifizieren — führt von Gott ab, die gründliche zu Gott hin. Es macht die irreligiöse oder gar antireligiöse Bildungstendenz aus dem Volke nur Haufen von selbstjüchtigen Revolutionären, die allen Gesezen der Ordnung Hohn sprechen und schließlich den Korrektionshäusern und

Gefängnissen das Hauptkontingent liefern. „Ohne Religion“ — so sprach sich Marshall Wellington mit Recht aus — „erzeugt die Bildung nur schlaue Teufel.“ In den höheren Gesellschaftskreisen tritt das nicht so zutage, weil da der Anstand und die Scheu vor Anstoß, wohl auch die unbewußt sich geltend machenden christlichen und sittlichen Ideen und Traditionen eine bewahrende Macht sind. In der rohen Masse wirkt das Fagen nach einseitig intellektueller Bildung geradezu verwüstend; jenes Naschen an den Resultaten der Naturwissenschaft, jenes Popularisieren unverdauter Wahrheiten, jenes Ausposaunen naturwissenschaftlicher Hypothesen drohen in der Tat den halbgebildeten Menschen der Masse schließlich auf die Stufe des Tieres herabzudrücken und lehren ihn, nur in raffinierterer Weise seinen Gelüsten fröhnen, um schließlich — wenn der Rausch vorüber ist, wenn die misère sociale ihn geipenstisch anstiert, wenn der Ekel und Jammer des Daseins über ihn kommt, seinem im Grunde doch kläglichen Leben ein gewaltiges Ende zu machen. Mit den verfeinerten Genußmitteln, die die Bildung uns darbietet, geht dann schließlich in der Menge das furchtbarste Elend des Pauperismus und Proletariats Hand in Hand; die Sozialdemokratie und der Nihilismus erheben ihr dämonisches Haupt und nutzen die herrlichen Mittel der Bildung aus zur Untergrabung des ganzen Gesellschaftsbaues, zur Entfesselung der schlimmer als Sprengstoffe wirkenden revolutionären Gleichheitsideen.¹⁾

¹⁾ Ich verweise auf die erschütternde Schilderung der durch die Zivilisation hervorgerufenen Übelstände in dem weitverbreiteten Buche von Henry George, Fortschritt und Armut (deutsch von Gütschow), 1881. Der radikal gesinnte, die sozialen Probleme der Gegenwart scharf kritisierende Verfasser sagt (S. 7 ff.): „Die Gemeinschaftlichkeit von Armut und Fortschritt ist das große Rätsel unserer Zeit. Es ist der springende Punkt, aus welchem die industriellen, sozialen und politischen Schwierigkeiten entstehen, welche die Welt in Verwirrung stürzen und mit welchen Staatskunst, Philanthropie und Erziehung vergeblich kämpfen. Ihm entspringen die Wolken, welche die Zukunft der vorgeschrittensten Nationen verdunkeln. Es ist das Rätsel, welches die Sphinx des Schicksals unserer Zivilisation aufgibt und dessen Nichtbeantwortung Untergang bedeutet. — Menschen, die zur Armut — im Sinne des Pauperismus — verdammt sind, unterrichten, heißt nur sie widerspenstig machen.“ — Das ist gewiß wahr, wenn und solange jener „Unterricht“ der religiös-sittlichen Basis entbehrt und nicht von den wahrhaft erziehenden Mächten in Haus und Gemeinde, in Familie und Berufsgenossenschaft, in Staat und Kirche getragen wird. Die von Henry George befürwortete Verstaatlichung allen Grundbesizes wird das Problem nicht lösen!

Und doch! Selbst diese moderne Bildung und Verstandesaufklärung, jener von einer Seite in den Himmel erhobene, von der anderen in die Hölle verfluchte Fortschritt der Zivilisation — er hat jedenfalls auch in solchen Zeiten der Krisis eine hohe und wenn man will heilsame Bedeutung. Die Bildung macht nicht an sich besser; aber sie zeigt uns deutlicher, wo der Schaden steckt und sie deckt unbarmherzig die Stellen auf, wo der Staub vielleicht jahrhundertelanger hierarchischer und tyrannischer oder fauler und träger Traditionen gelagert hat. Jede Hausfrau weiß es — leuchtet die Sonne hell ins Zimmer, so muß der Keh- und Staubbesen ganz anders gehandhabt werden. Solange zum Exempel unsere baltischen Bauern in halben Erdhöhlen wohnten, solange sie in elenden Hütten ohne Fenster, ohne Fußböden und ohne Schornstein vegetierten, da merkte man den Schmutz nicht so, welcher infolge des Zusammenwohnens von Menschen und Vieh sich ansammelte. Es ist in der Tat ein Symptom heilsamen Fortschritts, daß nunmehr das Licht der Zivilisation heller scheint und uns klarer zeigt, wo unsere wunden Flecke waren und wo sie noch sind.

Zu dem allen kommt, daß wir es in erster Linie dem allgemeinen Bildungsfortschritt danken, wenn so und so viele althergebrachte Vorurteile — jener abgelagerte Staub der Jahrhunderte — dem Kehrbesen der Humanität weichen mußten. Ist es doch lediglich die Bildung — nicht etwa der sittliche und religiöse Kampf der Vertreter des Christentums, sondern einzig und allein die moderne Zivilisationsära, welche alle Gewaltmaßregeln der Intoleranz und Verfolgung gegen Andersgläubige ein für allemal beseitigt und unmöglich gemacht hat. Verdanken wir es doch der Aufklärung, daß jetzt kein Mensch mehr daran denkt, große Forscher, die Neues aufbringen, dem Kerker zu übergeben, Hegen zu ersäufen, Ketzer zu verbrennen und in Fesseln zu schlagen, Angeklagte zu foltern und den Sklavenhandel zu fördern. Vor dem Licht der Bildung sind diese Nachtgespenster einer mittelalterlichen, im Grunde heidnischen Grausamkeit wie von selbst gewichen. Ja, es erscheint kaum denkbar, daß heutzutage irgend jemand noch ernstlich für solche Dinge einträte. Man würde ihn einfach verlachen oder verachten.

Darin also haben jene optimistischen Vertreter des modernen Fortschritts Recht, daß die durch allgemeinen Unterricht geförderte Volksaufklärung ein unfehlbares Mittel ist, den aufgehäuften Schutt jahr-

tausendelanger Knechtschaft und Unsitte wegzuräumen. Auch muß ein jeder erfahrene Schulmann und Erzieher ihnen einräumen, daß die durch Unterricht geförderte Disziplin des Geistes, daß der durch solche Bildung erweiterte Horizont die Menschen menschlicher macht, die Arbeitskraft stärkt, die Selbständigkeit erhöht und der Humanitätsidee die Bahn bricht. Aber wo viel Licht, da ist immer auch viel Schatten. Wo der Sturmwind lustreinigend wirkt, da bricht er auch manchen tüchtigen Stamm und richtet Schaden und Verwüstung an. Die hochgesteigerte Kultur ist wie eine Fieberaffektion. Wollte Gott, daß sie in unserer Zeit, wo alle Pulse höher schlagen, eine heilsame Krisis herbeiführte d. h. eine Besinnung auf die eigentlichen religiös-sittlichen Quellen der Kultur und auf die gesunden Früchte, die sie gewiß zutage fördern wird, wenn die Schulbildung — wills Gott auch bei uns zulande — mehr und mehr getragen und durchdrungen erscheint von dem erzieherisch wirkenden christlichen Geist des Hauses und der Volksgemeinde, von dem Geist der Liebe, die keinen Nationalitätengegensatz kennt.

Solange man noch — wie gegenwärtig in Frankreich und zum Teil auch in Deutschland — für eine religionslose Volksschule sich zu begeistern vermag, wird auch die Volksschulbildung nicht sittigend, sondern zerstörend wirken. Die hohe Bedeutung des religiösen Glaubens für Familien- und Volksbildung fängt man gegenüber den erschreckenden Resultaten der widerchristlich sozialdemokratischen Maulwurfsarbeit mehr und mehr zu erkennen an. Elementarer Volksunterricht, ja sogar der höhere Unterricht in Mittelschulen und Gymnasien führt, wo er losgelöst erscheint vom Religionsunterricht, immer nur zu einseitiger Halbbildung. Und „Halbbildung“ — sagte Treitschke nicht ohne tieferen Grund — „macht frech“. Darin also haben jene pessimistischen Warner Recht, daß sie die überfeinerte Zivilisation mit ihrem Luxus, mit ihrer materialistischen Genußtendenz, mit ihrem aufgehäuften Reichtum, mit ihren auflösenden Grundsätzen, mit ihrer Nichtachtung der Autorität und Pietät, mit ihrer Gleichheitstheorie und Majoritätenwirtschaft, mit ihrer gesamten atheistischen Weltanschauung für den eigentlichen Ruin unserer modernen Volksbildung halten.

Aber selbst in dieser verhängnisvollen Wirkung der Zivilisation liegt doch auch wieder ein providentiell bedeutames Moment. Es vollzieht sich mit zunehmender Intelligenz eine Krisis, um welche schließlich

kein selbstbewußter Mensch herum kann. Ja, gerade darin scheint uns die fortschreitende Bildung von eminenter sittlicher Bedeutung, daß sie die Gegensätze sich zuspitzen und in grellerem Licht hervortreten läßt. So nötigt sie zum Prüfen und selbständigen Entscheiden. Kurz, die Bildung verschärft das Unterscheidungsvermögen und erhöht die Verantwortlichkeit; sie weckt das bestimmtere Urtheil und vertieft das sittliche Schuldbewußtsein. Die Bildung läßt die mannigfaltigen religiösen Glaubensüberzeugungen als in der That verschiedene sittliche Weltanschauungen immer deutlicher in ihrer prinzipiellen Tragweite zutage treten; sie rüttelt auf aus dem Schlaf der trägen, blasierten Gleichgültigkeit, die stets ein Zeugnis oberflächlicher Bildung, weil mangelnden humanen Interesses ist. Und das muß als ein großer Vorzug anerkannt werden; das klärt und bringt zur Reife, was sonst ununterschieden als gutes Korn und Unkrautsaat gefahrbringend durcheinanderwuchert.

So sehen wir denn, daß eine tiefinnerliche Wechselwirkung zwischen Bildung und Sittlichkeit, zwischen dem Wissen und Gewissen besteht und immer mehr erstrebt werden soll. Die Bildung soll und kann sittigend und religiös vertiefend wirken, wenn sie anders rechter Art ist. Wo sie aber durch ihre weltförmige Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, wie heutzutage vielfach der Fall ist, entsittlichend auf die Massen wirkt, da ist und bleibt sie doch eine kritische Macht, die auf die Nothwendigkeit eines religiösen Umschwunges uns hinweist und mit durchdringender Gewissensnötigung die — für Haus und Herz — für die Einzelperson wie für die Volksgemeinschaften hochbedeutsame Lebensfrage an uns herantreten läßt:

„Wo stehen wir?“ —